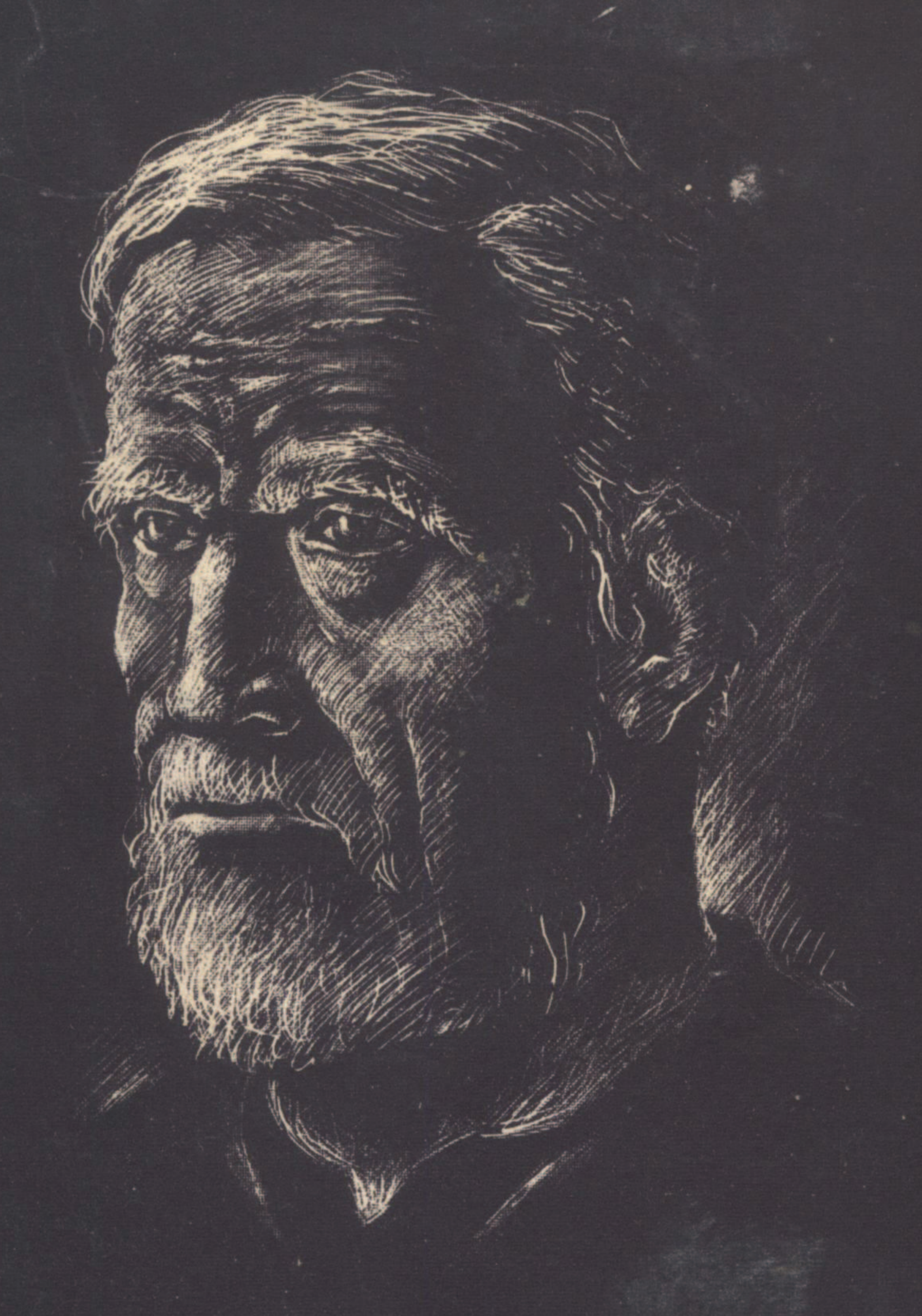


Max Wegner

Borius Wichart

Roman aus der Gegenreformation

SALAW

Max Wegner

Borius Wichart

Borius Wichart

Roman aus der Gegenreformation

Von Max Wegner

6. Auflage

27.—36. Tausend



Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart-Berlin

Aus der Alten Schwabacher gesetzt und gedruckt bei
Eugen Göbel zu Tübingen
Einbandentwurf von Kurt Salaw

Meinen Kameraden
Erich Frey und Ewald Röllinghoff

Furchen

In der endlosen Ebene des niederen, östlichen Westfalenlandes ruhte schwerfällig wie ein gewaltiges, graues, ankerndes Schiff die große Stadt Paderborn. Von allen Himmelsrichtungen führten die hellen Straßenbänder, die stets von Fahrenden belebt waren, auf sie zu. Steinquaderwälle umschützten die Häuser und Höfe. Mächtig überragte der gewaltige, eckige Domturm die spitzen Giebel der Bürgerhäuser. Rings um die Stadt zog sich in einer Stunde Entfernung die Landwehr, hinter der ein tiefer Graben ausgeworfen war. Den Wall überwucherte dichtes Dorngestrüpp. Wo sich das Land übersehen ließ, waren Warten und Wachtürme erbaut. Vier Tore gaben Einlaß ins Stadtinnere.

Von altersher war die Stadt in fünf Bauernschaften aufgeteilt. Sie hielten fest zusammen und besaßen ihre eigenen Gerechtsame. Auf den Tiggen sprachen sie das Femrecht in der geheimen Bursprake. Die freie Hansestadt Paderborn unterstand dem Landesherrn unmittelbar. Dieses waren ausschließlich Bischöfe, die vom Domkapitel Paderborns gewählt wurden. Die

Domfreiheit bildete ein ausgedehntes Gebiet rings um den Dom. Dieses stand unter dem Hausrecht des Domkapitels und war unverletzliches Hoheitsgebiet des Bischofs und Landesherrn. Hier war die Stadt der Geistlichkeit. Nach uraltem Recht waren die übrigen Stadtteile für den Landesherrn unantastbar. Die umliegenden Dörfer und Landmarken waren ausschließlich dem Landesherrn zu Gehorsam verpflichtet. Die Leute der Königsträßer Bauernschaft, meistens kleine Landleute, verkauften vielfach Teile ihres Besitzes den Geistlichen. — Westlich vom Dom in der Westernbauernschaft wohnten die Großmeier und Bierbrauer. Reges Leben flutete in den Straßen und Gassen auf und nieder, viel fremdes Volk zog durch. Aber die Ückernbauern riegelten sich von all dem Treiben ab und duldeten keinen fremden Eingriff in ihre Rechte und Besitztümer.

Als über Westfalen der aufbrechende Sturm der Reformation ging, hatten sich auch die Paderborner auf ihre schwerfügige Art damit auseinandergesetzt. Der größte Teil der Bauern wurde protestantisch. Immer wieder versuchten die Geistlichen den wogenden Strom des Neuen aufzuhalten. Aber seiner Gewalt waren sie nicht gewachsen. Bedrohlich warf sich die lutherische Lehre gegen den festen Bau der alten Kirche. Immer unentwirrbarer wurde das Hin- und Herwogen der Meinungen, Auffassungen und Lehren. Es war die große Zeit, da sich an deutschen Horizonten, von unsichtbaren Mächten getrieben, die schwarzen, jagenden Gestalten der apokalyptischen Reiter bewegten, und die Menschen zu Aufbruch, Aufstand, Entscheidung oder in den Untergang trieben.

Schwer wuchten die Schläge der großen Glocke vom Domturm und rufen zur Messe. Nur einzelne Menschen eilen über den weiten Domplatz, dem ehernen Rufen folgend. Das Portal des machtvollen Baues, der wie eine übermächtige, steinerne Feste in den Himmel ragt, ist weit offen. Drinnen wird die feierliche Frühmesse zelebriert. Als die Domherren die wenigen Menschen erblicken, die wie verloren im weiten, hallenden Kirchenschiff knien, überkommt sie ein maßloser Zorn. Sie fühlen sich hilflos. Wenn der Fürstbischof nicht bald Zwingendes und Entscheidendes unternimmt, geht ihnen auch der letzte Rest ihrer Macht verloren. In dem reichgeschnitzten Chorgestühl sitzen die prunkvoll gekleideten Gestalten, Adelsherren, die in der Domherrenwahl höchste Auszeichnung und Würde erblicken. Die meisten sind schon ergraut. Neben schmalen Gesichtern sieht man breite, kantige Bauernköpfe. Die Hände tasten manchmal wie in großer Ungeduld über die Lehnen. Von den Emporen schallt das „Tedeum laudamus..." Der Gesang verhallt... „Omnis terra veneratur ..." Die Domherren begeben sich langsamen, ruhigen Schrittes zu ihren Wohnungen. Jeder möchte seine Erregung vor dem andern verbergen.

„Die Reformation richtet heillose Verwirrung an", sagt Hunold von Plettenberg hüstelnd, „es wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Unabsehbar, unabsehbar." Da bricht auch schon die laute Stimme Heinrich von Westphalens los: „Monat für Monat sitzen wir untätig. Wie die teuflische Pest hat sich die Ketzerlehre ins Volk eingefressen."

„Und warum unternimmt der Bischof nicht das Geringste?" fragt Hunold von Plettenberg vorsichtig.

„Er sagt, er kann warten", gibt der Domsyndikus Moller verhalten zurück. „Warten! Warten!" höhnt der Herr von Plettenberg. „... Warten bis der schwankende Bau der Kirche einstürzt." Einer der Herren bekreuzigt sich erschrocken.

„Es sollen schon welche am Werk sein, der lutherschen Pest zu begegnen", sagt Moller bedeutungsvoll. Aber der Herr von Westphalen schüttelt den Kopf.

„Wer sind denn die unbekannten Helfer? Wo sind sie denn? Wo spüren wir sie denn — —?" Nach einer lastenden Stille geht Hunold von Plettenberg davon. Die andern stehen noch eine Weile beklommen und nachdenklich beisammen.

„Von außen kommt uns keine Hilfe", brummt Heinrich von Westphalen. „. . . Alle katholischen Länder im Reich haben mit sich genug zu schaffen."

„Es sollen schon welche am Werke sein", sagt Moller noch einmal leise und rätselhaft, wendet sich und geht schnell davon. Die andern schauen ihm erstaunt nach. Heinrich von Westphalen lacht gezwungen: „Dummes Gerede. Dumm, sehr dumm."

Der Domplatz liegt wieder still unter der Morgensonne. Nur die Dohlen umfliegen krächzend das sonnenbeschienene Getürm.

Ein schwerer Regen war Tag um Tag niedergerauscht. Kein Windstoß zerriß die düster drohenden Wolken, die reglos über der Stadt standen. Der Regen fiel und fiel, dumpf, gleichmäßig und ununterbrochen. Durch die Regenwände hastete eine dunkle Gestalt. Der Eingang eines halbverfallenen Hauses in der Krämer-

gasse nahm sie auf. In der engen, kalten Stube saßen sechs schweigsame Männer. Auch als der Neue eintrat, regten sie sich nicht. Durch die staubige Dämmernis sahen sie sein Gesicht, das grau und eckig aus einem dunklen Überhang ragte.

„Was Neues?" fragte nach einer scharfen Stille einer der Männer. Der eben Eingetretene holte einen Pack Schriften und fliegende Blätter hervor. Woll, ein hageres Kerlchen mit bleichem Krämergesicht, griff hastig nach dem Papier, fuhr mit schmutzigen Fingern über die Zeilen und buchstabierte den andern: „Gericht ... also überkommt alle Ketzer und Häderaten ... durch den Werwolf ..." Mit gierigen Gesichtern hörten die übrigen zu.

„Verteilen — — erzählen — — allen Ketzern der Stadt, daß der Werwolf umgeht! Er holt die Brut, die Ketzerbrut, die dreimal verfluchte — —" rief der geheimnisvolle Fremde an der Tür mit eifernder Stimme.

Er warf ihnen eine Handvoll Münzen auf den Tisch. War mit wenigen großen Schritten wieder an der Tür, stockte, als er im dunklen, niederen Türrahmen einen breiten, hohen Mann erblickte, dessen helle Augen ihn unentwegt mit einer schneidenden Schärfe musterten. Über das schmale Antlitz des dunklen Boten lief ein Zucken. Seine Augenlichter flackerten unstet. Aber die Blicke des Mannes vor ihm waren so unergründlich und bannend, daß er sich nicht lösen konnte. Er versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, es gelang nicht, aber eine bedrohliche Ahnung griff an sein Herz. Die Augen vor ihm brannten ihn an wie zwei sengende Feuer. Der Bote drückte sich hastig

an dem Mann vorbei. Die Tür schlug zu. Den Männern im dämmernden Raum ging ein kaltes Frösteln über den Rücken. Petjer, ein versoffener Strohschneider, erhob sich schwerfällig, stotterte: „Herr Ratsherr ... Herr Ratsherr Wichart ... halten ... zugute ..."

Der Ratsherr Borius Wichart war an den Tisch getreten, griff nach der Flugschrift, las: „... Gericht also ... überkommt alle Ketzer und Häderaten ..."

„Der Ratsherr halten ... zugute", stammelte Petjer noch einmal. Aber es kam ihm keine Antwort. Als Wichart die Schrift gelesen hatte, strich er mit einer harten, schnellen Gebärde über die schmutzige Tischplatte, daß der gleißende Münzhaufen klirrend auf den Boden fegte.

Dann ging er schweigend hinaus.

„Wie kam der nur hierher? ... Sollte sich lieber um seine Ratsgeschäfte kümmern ..." murrte Woll und suchte mit gierigen Krämerhänden die Münzen zusammen. Auch die andern rafften vom Boden das verstreute Geld.

Ihre Wirksamkeit begann.

•

In den folgenden Tagen bebte eine seltsame Unruhe über der Stadt. Streifiger Rauch der Kamine hing über den Dächern. Früh brach die Dunkelheit herein und wie unsichtbare Schatten geisterten Gerüchte und fahle Drohungen durch die Kammern der Häuser. Auf die Kopfsteinpflaster prasselte noch immer der endlose Regen. Ein Wind hatte sich aufgemacht und röhrte in den Kaminen.

„Der Werwolf", flüsterte es hier und da, aber es verstummte sofort. Die Fraun und Kinder duckten sich ängstlich, wenn das Wort geraunt wurde, nur die Männer lachten: „Weiberschnack". Aber wie ein zäher Nebel drangen die Gerüchte und Drohungen durch alle Spalten und Ritzen, unsichtbar und nicht zu verscheuchen: Der Werwolf!

Spukhaft ging seine Gestalt durch das Denken und Wachen und Träumen der Menschen und ließ ihnen keine Ruhe. Da standen die Frauen beisammen und flüsterten ängstlich: „Er kommt meistens nachts." — „Nein", hastete eine Stimme dawider, „— — auch bei Tage holt er seine Beute!"

„Ist er denn schon gesehen worden?" fragte eine junge Frau neugierig. „Gesehen?" kam es erstaunt zurück, „— — er kommt im Düstern und scharrt die Leichen aus den Gräbern, und wenn er da satt ist, geht's an die Lebendigen! Und wenn er seinen Höllenrachen aufreißt, vergeht euch das Sehen, Frau!" Die schudderte zusammen. „Und hilft nichts gegen ihn, kein Zauberspruch, kein Gebet?"

„Der luther'sche Predikant sagt, das sei alles dummes Tüg, in die Welt gesetzt, die Evangelischen zu schrecken. Und die Katholischen sagen, es helfen nur die Gebete des Paters."

Die Schreckgestalt des Fabeltieres sprang spukhaft durch die Stunden und Tage und biß sich in vielen abergläubischen Gemütern fest.

An einem Spätnachmittag kamen Scharen schwarzer Vögel vom Westen. Sie umkreisten den Domturm und zogen schreiend nach Süden davon. „Die Pestvögel!" riefen die Kinder und warfen Steine nach

ihnen, obgleich sie schon wieder vom Grau der diesigen Luft verschlungen waren.

„Die Pestvögel!" zitterten die Alten.

Drei Tage später stürzte an der Westernstraße eine junge Frau auf das Pflaster. Auf den Wangen grüne Flecken und um sich schlagend. Sie wurde in ihr Haus geschleppt und als der Medikus kam, sah er auf den ersten Blick, daß der schwarze Tod zum erstenmal seine Würgehand ausgestreckt hatte. Er strich den Saft giftiger Pflanzen, Wagenkraut und Eichengalle, auf die harten, schmerzenden Beulen. Hastig ging er aufs Rathaus, um den Herren das Auftreten der Pest in Paderborn zu melden. Als er seinen Bericht vorbrachte, erbleichten die Ratsherren, fragten, was zu tun sei. Der Medikus riet, die von der Pest Befallenen in ein einsames Haus vor der Stadtmauer zu schaffen, er wolle sich ihrer dort annehmen. Wenn die Kranken in der Stadt blieben, würde die Seuche mit Riesenschritten umgehen. Die Herren fühlten sich erleichtert und gaben Weisung, eine Feldscheune vor dem Gyrstor räumen zu lassen. Stroh und Heu wurden hineingeschleppt. Wenige Tage darauf lagen bereits drei Menschen in Fieber und Frost auf dem Stroh.

Jeden Tag holperte der Pestkarren durch die Straßen und Gassen der Stadt. Vor ihm her ging ein Knecht, schwang in der Rechten eine schetternde Glocke, und hielt in der Linken die schwarze Pestfahne mit dem gelben Kreuz darauf. Die beiden andern Knechte und der Medikus trugen lange härene Kittel und vor den Gesichtern essiggetränkte Lappen, in die Augenschlitze geschnitten waren. Wo sie hinkamen, ergriff ein namenloses Entsetzen die Menschen und die schon

sichtbar von der Seuche gezeichneten Kranken wehrten sich wie Tollwütige. „Nicht in das Todeshaus vor der Mauer", schrien, jammerten und bettelten sie. Oft mußten die Knechte alle Gewalt anwenden, um sie auf dem Karren festzubinden. Manche versuchten die Krankheit zu leugnen, aber der Medikus sah auf den ersten Blick, wie es um sie stand. Sie lagen auf der Bettstatt, krümmten sich in wilden Schmerzen und erbrachen einen schwarzgrünen Schleim, der die Stuben mit giftigem Pesthauch füllte. Die Haustore, hinter denen ein Pestkranker lag, bekamen das Rötelkreuz. Die Türen schlugen zu, und der traurige Zug schritt weiter. Vor ihm her lief das Entsetzen und namenloser Jammer blieb zurück. Hundert Schritte hinter dem Pesthaus war eine tiefe Grube ausgeworfen, in der man die Toten vergrub. Kalk und Mörtel wurden darübergeworfen. Alle drei Tage kam ein Meter Erde darauf.

Das große Sterben ging um.

An einem dieser Abende war jene dunkle Gestalt, die die Werwolfblätter in das Krämerhaus gebracht hatte, beim Bürgermeister.

„Wer seid Ihr?" musterte der Bürgermeister das unbewegliche Gesicht.

„Kennt Ihr dieses Siegel?"

Der Paderborner Bürgermeister nahm den Bogen, trat unter das Licht des hohen Fensters und erkannte das erzbischöfliche Wappen.

„Nun ja, sehr gut."

Nach einem langen Schweigen sagte der Fremde unvermittelt: „Ich will unbehindert zu jedem Pestverdächtigen und Kranken gehen können."

„Mann!“ rief erstaunt der Bürgermeister und trat dicht vor ihn hin. „Mann, seid Ihr von Sinnen?“

Der Düstere lächelte höhnisch, schwieg.

„Mann, sagt, wer seid Ihr denn, gelüstet's Euch so nach dem schwarzen Tod?“ Und dann kam ihm eine Erleuchtung. „— — oder wollt ihr unserem tapferen Medikus Hilfe leisten?“

Der Mann lächelte spöttisch und schwieg.

„So sprecht doch! — Sprecht!“ wurde da der Bürgermeister aufgebracht.

„Ja, ich will helfen, Bürgermeister. Den Ketzern und Abtrünnigen zur ewigen Seligkeit!“ In seiner Stimme war eine dunkle Kraft.

„Ach, — Ihr seid ein Predikant, Herr“, nickte da der Bürgermeister zufrieden. „Das könnt Ihr jederzeit, aber nur, wenn die Kranken eine Hilfe annehmen wollen. Sachen des Glaubens sind freier Wille unserer Bürger.“ Er schloß leise: „Hab mir bei diesen Streitigkeiten schon mehr als einmal die Finger verbrannt.“

„Nur die Finger?“ grinste der Geistliche höhnend.

„Geht, Mann, geht!“ schrie da der Bürgermeister erzürnt und hörte, wie die schwarze Gestalt vor der offenen Tür leise vor sich hinlachte.

Der Bürgermeister blieb verstört vor dem Bogenfenster stehen. Er fürchtete eine neue Unruhe zu den vielen Streitigkeiten, die sein Amt in der freien Hansestadt zu einer lastenden Bürde machten. Aber immer, wenn er eine Hilfe brauchte, stand ihm der Ratsherr Borius Wichart zur Seite. So entsandte er auch dieses Mal einen Stadtboten in das Wicharthaus und ließ den Ratsherrn holen. Borius Wichart bewohnte den großen väterlichen Hof, der am Fuße eines steilen Ab-

hanges bei den Quellen der Börnepader stand. Ställe und Gärten waren fest umhegt, als läge der Hof nicht innerhalb des Stadtbereiches, sondern weit draußen in der Heideeinsamkeit. Als der junge, angesehene Bürgersohn zum Ratsherrn gewählt wurde, kam für den tatkräftigen, klugen Mann eine stolze Zeit, da er die Schicksale der Heimatstadt mitbestimmen durfte.

Wichart stand vor seinem Bürgermeister. Der berichtete ihm von dem Besuch des Predikanten, der vor einer Stunde den seltsamen Wunsch ausgesprochen hatte, die Pestkranken besuchen und trösten zu dürfen. Sofort war in dem Ratsherren das Mißtrauen wach: „Ich kenne diesen düsteren Predikanten, Herr Bürgermeister."

In dessen Gesicht trat eine Verwunderung: „Ihr kennt ihn?" Da erzählte Wichart von seiner Begegnung im Haus des Krämers Woll.

„Was mag sich da wieder anspinnen?" forschte der Bürgermeister bekümmert.

„Ich habe erfahren, daß uns die katholische Kirche Jesuiten in die Stadt schicken will, um die evangelische Bürgerschaft wieder dem katholischen Glauben zu erobern."

Das traf den Bürgermeister wie ein Schlag. Unheimliche Dinge wurden von den Jesuiten erzählt, die in deutschen Landen unsichtbar, aber mit einer erbarmungslosen Verschlagenheit die Zerrissenheit des Glaubens überbrücken wollten, statt dessen die Klüfte aber noch viel tiefer rissen. „Ich will versuchen, den schwarzen Unruhestifter zu entfernen", sagte der Bürgermeister schweren Atems. Aber es war mehr Furcht als Wille in seinem Entschluß.

In Wichart wuchs das bittere Gefühl einer Ratlosigkeit. Er kämpfte um Erkenntnis und Klarheit.

Von diesem Tage an war die schwarze Gestalt des Jesuiten häufig Gast in den Häusern Paderborns. Sie erschien den Menschen wie der finstere Vorbote des Pestkarren. Eine wirre Angst breitete sich aus, wenn sie gesehen wurde.

Von West kam ein feuchter, warmer Wind und riß an dem schwarzen, weiten Mantel des fremden Geistlichen, den nun schon jeder Paderborner kannte, obwohl niemand seinen Namen wußte, noch von wem er gesandt war. Unermüdlich war er tätig, besuchte Haus um Haus und sehr oft sah man ihn ins Pesthaus vor das Gyrstor gehen.

In der Ückernbauernschaft war bisher nur ein Hof mit dem Pestkreuz gezeichnet und die Bauern glaubten, daß es diesmal glimpflich für sie abgehe.

Der Dissenhof lag hinter Büschen und Bäumen fast versteckt. Auf den weißgekalkten Wänden zeichneten sich die schwarzen Balken scharf ab. Tief duckte sich das gewaltige Strohdach. Die Deelentür war fest geschlossen. Der Geistliche, den schwarzen Mantel eng um den Leib gezogen, pochte einigemal und gleich darauf schlug der Hofhund an. Der Bauer Henrich Disse öffnete das Tor, fragte barsch nach dem Begehr des Fremden. Der sagte nichts, ging in das Haus. Der Bauer Henrich Disse wollte ihn erstaunt anrufen. Da traf ihn ein glühender Blick, und hieß ihn schweigen. Um den Herd saßen die Frauen. In einer Ecke schnitzte

der Knecht an einem Gerät. Der Fremde setzte sich dazu, schaute sie an. Die Frauen rückten unruhig hin und her, der Knecht blinzelte verschlafen. Henrich Disse, ein schweigsamer Mann, aber ein Hitzkopf, war mit seiner Familie eifriger Lutheraner. „Was wollt Ihr bei mir?"

„Es könnte sein", sagte eine leise, scharfe Stimme, „es könnte sehr gut sein, daß in drei Tagen auch an Eurer Tür das gelbe Pestkreuz leuchtet."

Die Frauen erschraken. Henrich Disse bezwang sich: „Verdammt, was soll das Unken?"

Aber die Stimme sprach kühl und unbeirrt weiter: „— Es könnte sehr gut sein, daß der Bauer Henrich Disse in drei Tagen im Pesthaus liegt und zehn Stunden später die Bäuerin."

Henrich Disse, verwundert, zornig: „Mann seid Ihr ein Vorherseher?"

Aber immer weiter sprach diese eindringliche Stimme: „Und es wird sicher sein, daß Ihr in die kalte Grube gelegt werdet und zur Hölle fahrt. Und wer will Eure ewige Seligkeit erbitten?"

Sie schwiegen. Draußen stieß ein Wind gegen das Haus.

Da jammerte die Bäuerin auf: „Könnt Ihr denn helfen, Ihr? Was sollen wir denn tun?"

„Die Kirche ist groß und gütig", kam eine Antwort, „sie wird sich auch der Ketzer annehmen."

„Hund!" schrie da der Bauer. „So einer bist du! Das willst du von uns. Aus dem Haus. Oder ich lasse die Hunde los!"

Der Fremde stand still auf. Als habe er das Letzte nicht mehr gehört, ging er hinaus. An der Tür wandte

2*

er sich noch einmal: „Es könnte sein, daß in drei Tagen ..."

„Die Hölle hol dich!" überschrie ihn der Bauer. Die Tür schlug zu. Auf der Ofenbank saß die Bäuerin und weinte haltlos vor sich hin: „Was wird nun werden? Warum hast du das getan, Bauer?"

Henrich Disse brummte Unverständliches und ging in die Ställe.

Als dreimal vierundzwanzig Stunden vergangen waren, hielt der Pestkarren vor dem Dissenhof. Sie mußten den Bauern festbinden, so tobte er. Der Knecht zeichnete das gelbe Kreuz auf den Torbalken, der Karren rumpelte davon. Im Haus blieb Angst und Schrecken zurück. Eine Stunde später stand der dunkle, unbekannte Geistliche drohend vor der Bäuerin. Sie jammerte und stammelte immer wieder: „Ich kann nicht, ich kann doch nicht kathol'sch werden ... Ich kann doch nicht! ... Der Bauer, mein Mann! ... Nein, ich kann nicht."

Mit leiser Drohung in der Stimme sprach der Jesuit: „Ihr werdet katholisch werden! — Ich komme wieder!"

Als der Jesuit den Dissenhof verlassen hatte, zog sich die Bäuerin das Kopftuch über das Haar und hastete durch die Gassen zum Wicharthof. Keinem der Paderborner Ratsherren ward ein so großes Vertrauen der Bürgerschaft zuteil wie dem jungen Borius Wichart. In der Kammer fand die Dissenbäuerin den Ratsherrn mit seiner Frau und den Kindern um den großen Eichentisch zum Spätmahl versammelt. Sie blieb neben der Tür stehen, preßte die Hände ineinander und suchte nach Worten. Wichart stand auf und

trat vor sie hin. „Nun, Dissenbäuerin?“ Seine Stimme gab ihr Mut und sie berichtete stammelnd und mit angstvollen Worten von dem Geschehen auf dem Hof.

Wieder sah der Ratsherr die flackernden Augen des Jesuiten vor sich und fühlte die Unbedenklichkeit, mit der er seine Ziele zu verwirklichen trachtete. In Wichart empörte sich eine helle, harte Stimme gegen das unheimliche Treiben. Nach einem wartenden Schweigen versprach er der Bäuerin, andern Tags zusammen mit dem Medikus in das Pesthaus zu gehen, um dem Bauern zu sagen, daß seine Frau den Hof recht und gut versorgen werde und daß sie, obwohl von dem Jesuiten hart bedrängt, standhaft in der evangelischen Lehre bleibe.

Das richtete die Bäuerin auf.

Wichart trat vor seine Frau Agnes, die mit großen Augen sein Gesicht durchforschte; sie sagte leise: „Wichart, — was wird das noch werden? Es ist Angst in mir!“

Aber er lachte mit ungestümer Zuversicht alle Besorgnisse fort.

Am nächsten Tage ging Borius Wichart zusammen mit dem Medikus der Stadt Paderborn in das Pesthaus. Als sie die schmale Tür des Pesthauses aufstießen, flog ihnen eine furchtbare Wolke giftigen Gestankes entgegen. Sie preßten die essiggetränkten Masken fester vor die Gesichter und tasteten stolpernd in eine Ecke. Im trüben Halblicht sahen sie ein Bild trostlosen Jammers. Schmutzig und verdreckt lagen die Kranken auf zerwühltem Stroh. Einige schliefen. Andere starrten mit irren Fieberaugen auf die beiden Männer. Einer betete unablässig, Speichel rann

über die blauen Lippen. Ein anderer hämmerte mit den Fäusten um sich, gegen den Boden, an die Mauer. Man hatte ihn festbinden müssen. Zwischen Ächzen und Stöhnen peitschten wilde Flüche. Einer gröhlte ein wüstes Trinklied. Aus dem Nebenraum, darin die pestkranken Frauen lagen, drang Weinen und Jammern herüber.

Borius Wichart saß vor dem Dissebauern, der ohne Unterlaß vor sich hin sprach: „Das Silber, durch Feuer siebenmal gehärtet, wird lauter befunden. So will auch Gottes Wort durch Kreuz und Leiden bewährt sein, da wird seine Kraft erkannt und leuchtet stark im Lande ... leuchtet ... stark". Er stockte, suchte aus dem zerrissenen Wams ein paar zerfetzte Blätter der lutherischen Bibel hervor, fuhr mit zitternden Fingern darüber hin, „... der Herr handelt nicht nach unsern Sünden, denn so hoch der Himmel über der Erde steht, lässet er seine Gnade walten über die, so ihn bekennen und sich ... zu ihm stellen." Dem pestkranken Bauern schien aus den Worten eine unbändige Kraft zu kommen. Immer wieder sprach er sie vor sich hin. Plötzlich warf er sich herum, fragte Wichart: „Sagt, Ratsherr, — der Schwarze bei der Bäuerin?" — „Ja — aber sie ist so standhaft geblieben wie Ihr, Dissebauer ... Und was auch kommt, haltet Euch aufrecht. Auf dem Hof geht alles gut und recht in Eurem Sinn weiter."

„Ist gut", sagte der Bauer rauh und mühsam ... „sagt der Bäuerin, sie soll leben und tun nach der Schrift. Ist das reine Evangelium drinnen, das uns frei macht von aller Knechtschaft ... und steht vor Gott ..."

Er verfiel wieder den Worten der Schrift. Noch im Hinausgehen hörte Borius Wichart des Bauern zerrissene, fieberheiße Stimme: „Denn wahrlich ich sage euch, wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet, den will ich ..."

Gegen Abend dieses Tages begann es zu regnen. Die Wache am Gyrstor stand frierend hinter der steinernen Wehr. Es wurde dämmerig und sie kramte schon die Laternen hervor, um die Nachtlichter zu richten. Da kam ein Schritt, und eine bekannte Stimme rief: „Frei?" Der Stadtknecht schaute auf. „Der Schwarze", murmelte er, „geht verdammt oft ins Pesthaus."

„Frei!" gab er zurück, und sah dem Davonschreitenden nach, bis er hinter der Torwölbung verschwand.

„Seltsamer Vogel", grinste der Knecht, und füllte Öl auf die Lampen.

Im Pesthaus hockte der Geistliche vor einem Mann, der sich tief ins Stroh gegraben hatte. Das Licht einer kleinen Windlaterne glänzte auf grauem Haar.

„Dissebauer!"

Der Kopf des Kranken fuhr herum.

Die Pest hatte das kantige Bauerngesicht grauenhaft verwüstet. Es war schmutzig und hager, in den Bartstoppeln hing Heu. Nur die Augen brannten groß und herrisch in tiefen Höhlen. Von den notdürftig verbundenen Wunden ging ein feuchter, wider-

licher Dunst aus. Der Schwarze neigte den Kopf mit der Pestmaske, hinter deren Schlitzen zwei kühle, undurchdringliche Augen standen, ein wenig vor: „Es geht zu Ende, Henrich Disse."

„Satan, geh, geh sofort —", würgte der Bauer heraus.

„Noch ein paar Stunden sind Euch gewährt, Bauer!"

„Geh hinaus!" stöhnte der Kranke verwirrt.

„Und du wirst mit Schimpf und Schande in der Hölle brennen. Die Pest ist wie ein kühles Wasser dagegen. Brennen wirst du, in tausend Feuern, — und doch nicht verbrennen. Ewig währt deine Qual, Henrich Disse."

Mit beiden Händen umklammerte der Bauer seine zerfetzte Bibelschrift. In seine Worte kam eine gewaltige Kraft, er panzerte damit Herz und Willen: „Denn so hoch der Himmel über der Erde steht, lässet er seine Gnade walten über die, so ihn bekennen und sich zu ihm stellen . . ."

Und wieder eiferte die Stimme des Geistlichen an seinem Ohr: „Ketzerei, teuflische . . ." Aber Henrich Disse fuhr glühend in seine Rede: „Die reine luther'sche Lehre, uns von Gott gegeben, daß wir vor ihm bestehen."

„Nein, Disse, nein, die Wahrheit ist bei der katholischen Kirche. Noch ein paar Stunden, Bauer Disse! Ein paar Stunden Zeit!"

„Wenn ich noch Henrich Disse wäre", keuchte der Bauer heiser, und aus seinen Augen brach ein grenzenloser Zorn, „wenn ich noch Henrich Disse wäre, dann würde ich dich abwürgen, mit diesen Händen.

Aber ich bin nicht mehr Henrich Disse, . . . du Hund, . . . ich bin ein Tier, . . . ein aussätziges Tier." Die Stimme erstickte, verröchelte. Er ballte die Fäuste, ließ sie kraftlos sinken.

„Es ist doch Trost und Hilfe für Euch da, Bauer. Setzet Euren Namen unter dieses Papier und der Heilige Vater gibt Euch Ablaß, dann habt Ihr Erlösung und Gnade für alle Zeit und Ewigkeit, und die Fieberpest wird abfallen von Euch wie ein schmutziger Mantel."

Der Bauer horchte einen Augenblick auf die Worte des Jesuiten, die wie eine Verheißung lockten.

„Lies!" keuchte er.

Leise las die hockende Gestalt: „Ich, Henrich Disse, übergebe in der Stunde meines Todes der heiligen katholischen Kirche, zu der ich mich nun bekenne, meinen Hof und alle Gerechtsame . . ."

Wie dunkle Wasser liefen die Worte hinter der Pestmaske hervor. Da lachte der Kranke gellend auf, warf sich herum, daß der Geistliche ins Wanken kam und der Bogen verflatterte: „Du Bote des Satans!"

Er spie auf das Pergament und wühlte das Gesicht wieder ins Stroh.

„Du wirst doch den Ruf Gottes hören müssen!" stach die fremde, verhaßte Stimme in sein Ohr. Der Bauer blieb liegen, der Körper zuckte in Schmerzen. Unentwegt richtete er sich auf an der Macht des Wortes: . . . „Denn ich sage euch, wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor dem himmlischen Vater."

„Und Eure Frau ist auch schon katholisch geworden", triumphierte der Jesuit. Da fuhr das Gesicht wieder

herum. Der Bauer suchte alle Kraft zusammen, ballte die Fäuste, schlug zu. Der Schwarzvermummte duckte sich blitzschnell, schwer schlug die Faust auf den Boden.

„Das ist nicht wahr, Lügner! Ihr Gesandter des Satans ... Wichart sagte, ... Ratsherr Wichart war hier und sagte, ... daß die Bäuerin standhaft sei. So wie ich es sein will! ... Wer mich aber verleugnet, den will ich ... So geht doch ... geht doch ... geht! ..." Wie eine zornvolle Bitte klang es. Der Schwarze stand auf. Die anderen Kranken wurden unruhig. Der Bote der heiligen Kirche, ihnen allen bekannt, kümmerte sich heute nicht um sie, sondern ging achtlos vorbei. Der böige Wind riß ihm die Lattentür aus der Hand und schlug sie knallend zu. Draußen war schwarze Nässe. Über ihm heulte der Regenwind in kurzen, keuchenden Stößen. Er hatte ihm die flatternde Pestmaske abgerissen, das Gesicht war naß von den kalten Schauern. Der weiche, morastige Boden schlumpte bei jedem Schritt. Es war ein mühsames Gehen. Der Wind hatte jetzt die gebückt durch die Nacht vorstoßende Gestalt von der Seite gefaßt. Als sie über einen Feldstein strauchelte, zerklirrte die Windlaterne. Das Windsausen bekam unheimliche Gewalt und die Ohren dröhnten von dem steten Gebraus. „Weiter", preßte er durch die Lippen, „nicht stehen bleiben!" Und er duckte den Kopf und rannte wieder gegen den Wind an. In diesem Augenblick fühlte er einen Hügel unter seinen Schritten und dann stürzte er kopfüber in eine Senke.

Ein widerlicher Gestank lastete beklemmend in der Luft. Wasser stand ihm bis an die Knöchel, er ertastete eine nasse, schlüpfrige Lehmwand, die hoch sein

mußte und versuchte, sich darin festzukrallen, um sie zu überwinden, rutschte ab, strauchelte, fiel auf die Knie, Wasser klatschte hoch. „Ratsherr Wichart war bei mir ...", hörte er die Stimme des Dissebauern sagen. Eine quälende Müdigkeit kroch in seine Glieder. Er hockte sich nieder, ließ den Kopf sinken. „Dieser Mann ist uns gefährlich! Diesen Wichart muß ich ... beseitigen." Der Regen ließ nach. Eine karge Helligkeit drang in das Loch. Mit heißen Augen sah der Jesuit eine dicke Ratte mit langem, nacktem Schwanz vorbeihuschen. Ein Totenkopf, triefend vom Regen, schien ihn anzugrinsen. Kalter Ekel würgte ihn. Es wurde wieder dunkel. „Wo bin ich nur?" fragte er voll Angst und Grauen.

Erneut peitschte Regen auf ihn ein.

Die nasse Nacht verschluckte die Worte.

„Verfluchtes Höllenloch! Ich muß heraus! Es gilt, die Ketzer und Gottlosen zu richten und zu strafen! Ich will leben!" Ein stammelndes Gebet rann über die Lippen. Die Schwärze drückte immer lastender. Da durchzuckte ihn ein fahler Schreck: „Ich bin in die Pestkuhle gefallen!"

Das packte ihn wie eine eisige Klammer. Er konnte kein Glied regen, lag wie in nasse Fäulnis gebettet. Ganz still war es hier unten, nur der Regen klatschte eintönig auf die wehrlosen Toten, die starr und reglos nebeneinander lagen. Hoch in der Luft ging der mächtige Gang des Sturmes. Eine nackte Angst packte den einsamen Menschen, der mit hastig schlagendem Herzen unter den Toten hockte. Sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Die Stille marterte ihn furchtbar, er rief mit klappernden Zähnen Sinnloses, war wie ge-

lähmt und das Gesicht wurde naß von Angst und Schweiß. „Ihr wollt mich holen", schrie er. „Aber ihr sollt mich nicht haben, ihr müßt mich freigeben!"

Stille.

„Was wollt ihr von mir?"

Es kam keine Antwort. Nur die nächtige Dunkelheit höhnte ihn an.

„Hier! Gold! Hier! Alles, was ich habe! Gebt mich frei dafür!" Er zerrte ein goldenes Kreuz von der Kette und warf es in den reglosen Totenhaufen, es klirrte, der Ton verklang. Stille. „Ich will hier heraus!" tobte er. „Ich habe noch vieles zum Heile Gottes zu schaffen!"

Regenrauschen und Schweigen.

„Ich wollte euch nur Gutes tun! Nur Gutes!"

Aber die Gerufenen blieben stumm.

„Geld habt ihr der Kirche gegeben, euren Hof und dafür die Seligkeit erhalten. Eine glatte Rechnung!"

Ein Windstoß fegte in die Grube, es rüttelte beinern. Da fuhr er hoch, in den Augen einen irren Glanz, stolperte, fiel, raffte sich wieder hoch, krallte die Hände in die Lehmwand, stieß die Schuhe in die nasse, weiche Wand. „Wichart, Disse, Ketzer, ausbrennen!" Er kam langsam höher, faßte plötzlich glattes Gebüsch, sah vor seiner Seele die unergründlichen Augen Wicharts brennen, schlug die Zähne in die Lippen, zog sich schwer atmend hoch. Stand wie durch ein Wunder gerettet auf dem Grubenrand und hohnlachte hinunter: „Bin losgekommen von euch, bin frei — frei!"

Hastig ging er wieder in die Nacht hinein, als würde er verfolgt. Unterwegs wurde er sich bewußt,

daß er keine Schutzmaske vorgebunden hatte. Nun rumorte wohl schon die schwarze Krankheit in seinem Blut. Ein eisiger Wille der Abwehr bäumte sich auf: „Weiter, nur weiter, ich muß die Stadt erreichen, ich muß! Wichart ist gefährlich! Die Heilige Kirche braucht mich!" Unendlich lang schien der Weg, den er lief. Einmal glaubte er, im Kreise gerannt zu sein. Da wuchtete unmittelbar vor ihm wie eine hohe, schwarze Felsmauer der Stadtwall auf. Als er nach einer geraumen Weile von einem der Knechte eingelassen wurde, rieb der sich erstaunt die Augen. Wie ein Gespenst sah der Mann aus. Der schwarze Mantel zerrissen, Gesicht und Hände lehmverschmiert, in den Augen böser Glanz.

Die Schritte verklangen auf dem Pflaster.

Der schwarze Tod wich langsam aus Paderborns Mauern. Die Menschen atmeten erleichtert auf. Aus dem Pesthaus waren wie durch ein Wunder zwei Männer wieder in die Stadt zurückgekehrt. Der eine war Heinrich Disse. Die Krankheit hatte den breiten, kräftigen Bauern fast zum Krüppel geschlagen. Das Gesicht war wie von gelbem, faltigem Leder überzogen, die Gestalt schien in sich zusammengekrochen zu sein. Ein böser Haß hatte sich in sein Gemüt gefressen, er duldete keinen papistischen Menschen auf seinem Hofe. Er lebte in der Kraft der freien lutherischen Lehre und riegelte sich von dem Treiben der Stadt ab. Das wogte noch eifernder, verworrener und erbitterter als bisher.

Die schwarze Gestalt wurde nicht mehr so oft in den Straßen der Stadt gesehen. Einmal begegnete sie dem Medikus und als der spöttisch rief: „Wenig Arbeit, Herr, was?", gab sie zornig zurück: „Alles zu seiner Zeit!"

Der Medikus sagte: „Werd' Euch nun nicht mehr zu sagen brauchen, welches Haus pestverdächtig ist!" Und im Weitergehen rief er zurück: „Wir haben aus dem Süden des Reiches ein gutes Gegengift gegen den schwarzen Tod bekommen!"

Eine Stunde vor Paderborns Wällen lag breitfügig und wehrhaft das Schloß Neuhaus, die Residenz des Fürstbischofs Dietrich von Fürstenberg. Der Innenhof des Baues, der dunkel in die Sternennacht aufragte, war schwach von den Portallaternen beleuchtet. Auf dem Pflaster klirrte der Schritt der Wachen. Nur eines der hohen Fenster war erleuchtet.

In der Bibliothek saßen um den mächtigen Eichentisch einige Herren in geistlichen Gewändern, die Köpfe lauschend erhoben, während der Fürstbischof von seinem erhöhten Sitz zu ihnen sprach. An den Wänden brannten in silbergetriebenen Haltern zahllose Kerzen und inmitten des Tisches spiegelte sich im funkelnden Geschirr vielfältiger Schein. Die Herren verfolgten jede Bewegung des Bischofs mit aufmerksamen Augen.

„Die Not der Heiligen Kirche wächst! Unsere Stellung im Land wird immer aussichtsloser. Das Ketzertum des dreimal verfluchten Luther schwillt an wie ein unaufhaltsamer Strom. Aber keine Stunde darf

verloren sein, in der wir nicht an dem Wall bauen, der die Flut mit steinerner Wucht zurückschleudert. Keine Stunde darf vergehen ..."

Ein tiefer, schwerer Atemstoß; zu dem Jesuitenabt Leonard Ruben gewendet: „Euer Bericht!"

In dessen bartlosem, faltigen Gesicht huschten flinke Blicke. Die schlanken, blassen Hände lagen gespreizt auf der dunklen, kühlen Eichenplatte. Das einfache schwarze Gewand umschloß eng die schmächtige Gestalt. Seine Worte waren langsam, eindringlich und von einer versteckt glimmenden Kraft: „Der hohe Herr verkennt, daß nur ganz langsames Vorstoßen zum großen Ziele führt. Der größte Feind unserer Sache ist die eigene Ungeduld."

Der Fürstbischof fuhr auf: „Geduld, . . . Geduld und während der Zeit." Er unterbrach sich, winkte einem Diener, ließ die Karte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation herbeibringen, breitete sie vor den Herren aus, als müsse er ihnen die Gefahr, welche der Kirche unheimlich drohte, auf irgendeine Weise sichtbar vor die Augen stellen. Seine Finger glitten über das knisternde Kartenpergament: „Hier Hessen! Protestantisch! Hier Bamberg! Protestantisch! Hier Lüneburg und Braunschweig, protestantisch." — Er hieb zur eifernden Bestätigung jedesmal mit der Hand auf das Blatt. „Hier Holland! Holland, seht her! Mit Feuer und Schwefel ist der heilige katholische Glaube ausgebrannt!" Plötzlich schrie er in ausbrechendem Zorn: „Was glaubt ihr, wenn der ketzerische Hesse dem Holländer die Hand reicht? — Überrannt wird der letzte katholische Wall, und der ganze deutsche Norden ist protestantisch."

„Euer Gnaden verkennen", sagte der Jesuit Wachtendonk leise und eisig, „daß wir gerade in Paderborn ein ketzerisches Volk von unglaublicher Starrköpfigkeit vorfanden. Es ist kaum ein Volk so eifrig dem lutherischen Heidentum zugetan wie die Frauen und Männer dieses Landes. Warburg und Minden, Münster und Soest, Unna und Hörde, Dortmund und das ganze hohe Sauerland stecken voller Ketzer, und in Paderborn ist eine Brutstätte der neuen Lehre."

„Kein widerkatholisches Flugblatt wird gedruckt", rief der Jesuit Stephan Leon dazwischen, „das nicht in Paderborn freudige Aufnahme findet."

„Wenn das Land noch gut katholisch wäre wie zu Zeiten des großen Karl", schlug der Fürstbischof mit der flachen Hand auf den Tisch, „hätte ich die Herren Jesuiten nicht zur Mithilfe rufen lassen."

Da erhob sich der Jesuit Grosbeck. Der streifige Rauch der vielen Kerzen ließ das kantige Gesicht grau und dämmernd verschwimmen.

„Wir sind ein Heer und stehen unter einem Befehl. Wir geloben, auch in diesem schweren Land der Heiligen Kirche zu Macht und Herrlichkeit zu verhelfen. Das Volk muß ganz in unseren Händen sein. Ganz ... in unseren ... Händen; das ist das Werk unseres Lebens ... Wir sind immer unter ihnen, bannen den Teufel, brennen Hexen, hetzen den Werwolf in schreckhafte Seelen und die Pest jagt uns die Abtrünnigen in unsere Hände ... in unsere Hände ... Häuser und Höfe werden uns zugeeignet ... Inmitten der Stadt wächst unser Kolleg, ... und doch ist alles nicht genug, alles nur ein Anfang. Kalt ist unser Verstand, aber das Herz brennt vor Liebe zur Heiligen Mutter

Kirche! — Sagt uns Euern Befehl, — Herr Bischof!"

Der Bischof, ganz ruhig, gesammelt, von beherrschender Überlegenheit. „Ihr habt recht, Pater Grosbeck, — jeder Kampf soll wohlweislich vorbereitet und auf der Karte des Schicksals nach Menschenvermögen eingezeichnet sein." Sein Gesicht wurde schmal und blutlos und mit Blicken, die in ferne Räume zu gehen schienen, sagte er: „Sonst könnte der Kampf verloren sein, noch ehe er recht begann."

Das Kerzenlicht flackerte rot und unruhig. Im großen Kamin prasselten knackend die Buchenkloben. Da stand mit einem Ruck der Jesuitensuperior Friedrich Wachtendonk auf, der bisher in Schweigsamkeit verschüttet, nahe dem Fürstbischof gesessen hatte. In sein hageres, fahles Gesicht war eine scharfe Spannung gesprungen. „Wie ein großes Auge ist unser Orden!" zerhieb er die Gedanken der Herren. Er fühlte, wie alle Blicke sich auf seinem Gesicht sammelten. „Jede Bewegung der Völker wird gesehen, beobachtet, und alles Kommende erspäht. Man kann sagen, daß das alles angesichts der spärlichen Erfolge, die der Orden bisher im Reich Deutscher Nation erzielte, große und vermessene Worte sind. Aber wie könnten wir, mit Gottes Hilfe, unser Ziel erreichen, wenn nicht die Ausdauer und Klugheit neben harte und rücksichtslose Kampfkraft tritt?"

Des Bischofs Züge waren hart und ohne Verhüllung, und mit einer Bewegung, als schöbe er eine Wand zur Seite, sagte er: „Das ganze Reich ist von

der Kraft des neuen Glaubens mit satanischer Verbissenheit ergriffen ..." Er schob die Karte in das Licht und wies auf die wenigen Länder und Stützpunkte katholischen Glaubens. „Der ganze Norden des Reiches wird protestantisch werden, wenn nicht ein Block des heiligen Glaubens aufragt an dieser Stelle." Er deutete auf Paderborn. „Die Stadt treibt einen Keil in das Gebäude der Ketzer und das Gefüge wird zerspringen. Ist erst Paderborn wieder katholisch, folgt Münster und Minden, Köln und der ganze Norden bis ans Meer."

„Und?" fragte Grosbeck.

„Nicht durch stille Ordensarbeit sind die verdammten Ketzerherzen zu bekehren. Wir müssen alle politische Kraft gegen sie ansetzen und die Einheit ihrer eigenen Reihen mit allen Mitteln zersplittern!" Und seine Worte rissen den Lauschenden den Weg auf, den sie zu gehen hatten.

„Das ganze Land des Fürstbistums, Lippe, Rheda, Pyrmont, Waldeck, Ravensberg und Lüneburg muß uns auch politisch unterworfen werden. Die Landeshauptstadt Paderborn zuerst. Wir müssen unsere weltliche Gerichtsbarkeit über Paderborn ausdehnen und verstärken. Wir müssen im Stadtrat Herrschaft gewinnen, um die Bürgerschaft zu bezwingen."

„Ihr wißt, daß das sehr schwer ist, Paderborn ist freie Hansestadt", warf der alte Domherr von Plettenberg ein.

„Schwer?" schaute der Bischof ihn erstaunt an. „Ist unser ganzer Kampf nicht verzweifelt schwer?" Und er sprach weiter, kühl und brennend zugleich: „In der Bürgerschaft muß eine Partei gestiftet werden,

3*

die sie wie ein scharfer Keil auseinandersprengt. Der Juristenstand der Stadt ist uns hörig. Seinen Einfluß müssen wir uns dienstbar machen. Sie sitzen im Stadtrat und durch sie können unsere Pläne in Paderborn verwirklicht werden."

Keiner der Männer rührte sich. Einige hielten den Kopf in den Händen und gingen in Gedanken den Weg, der sich plötzlich hell vor ihnen auftat. Die Stimme des Jesuitensuperiors Wachtendonk schwang sich in das nachdenkliche Schweigen: „Der Sieg wird erst dann zur Gewißheit werden, wenn der größte Teil der Jugend durch unsere Schulen gegangen ist."

Der Fürstbischof, ein leises Lächeln des Spottes um den schmalen Mund: „Glaubt Ihr denn, daß das ketzerische Volk seine Kinder durch unsere Schulen schickt?"

„Es ist ein Glück", sagte Friedrich Wachtendonk abwägend, „daß durch die teuflische Reformation alle Bildungsstätten verkümmern. Durch uns ist die Schule wieder geadelt. Alle Wissenschaften und schönen Künste werden den Zöglingen nahegebracht werden. Wir wollen sie mit großer Liebe und Sorgfalt betreuen. Dann wird es so sein, daß es als großer Mangel für einen Adligen und Bürgerlichen gelten wird, unsere Schulen nicht besucht zu haben. Religion und Latein werden wir im Schulplan zurückstellen, so daß jeder Protestant ohne Argwohn seine Jungen in unsere Anstalt schicken kann. Wenn sie dann erst in unseren Räumen sind, wird der hohe Geist des katholischen Glaubens sie ergreifen. Wir werden Anhänger gewinnen über die Jahre hinaus. Jung und gläubig werden sie sich gegen ihre Eltern erheben und das Banner des

heiligen Glaubens wieder aufpflanzen." Er trat dicht vor den Bischof hin, hing seine Blicke an dessen hartes Gesicht, sagte: „Wir brauchen Geld und Einfluß! Verschafft uns beides in noch größerem Maße als bisher, dann wird mit Gottes Segen der Kampf der Heiligen Kirche um Herrschaft im deutschen Land gelingen!"

Der Bischof, wie von innerem Feuer durchglüht, mit beiden Händen das edelsteinschimmernde Bischofskreuz umfassend: „Ich verspreche euch, alle Wege zu bahnen! Alle Wege! Baut auf mich. Ich bin bereit!"

Da erhob sich Pater Grosbeck noch einmal: „Ein Ratsherr ist in der Stadt, der uns gefährlich ist! Achtet auf ihn, — Wichart heißt er! Borius Wichart."

„Warum?" fragte der Domherr Hunold von Plettenberg ein wenig erstaunt. „Ich kenne ihn als guten, aufrechten und rechtschaffenen Bürger . . ." Da sagte der Jesuit leise und mit erstickter, haßvoller Stimme: „Seine Augen sind voll von satanischem Feuer . . . Seine Augen . . ." Er verkrampfte die Hände, trat zurück, tauchte tief in dunkel wogende Schatten ein und sprach noch einmal, kaum hörbar . . . „Seine Augen".

Der Jesuitensuperior Wachtendonk sagte: — —„Das Volk in unsere Hand. Dann ist der Sieg gewiß. Euer Befehl, Herr Bischof, wird unser Tun bestimmen. Angst muß die westfälischen Starrschädel beugen. Angst muß die harten Herzen zittern lassen. Angst muß sie in unsere Hände geben. Angst!"

Als die Schritte der Männer in den Gängen verhallten, trat der Fürstbischof noch einmal an das hohe

Fenster. Über dem Viereck des Schloßhofes stand in stummer Schwärze die Nacht.

In diesem Land muß unser Glaube herrschen, dachte er, auf daß wir bestehen können vor Gott.

Ein roter Mond glühte aus den Wolken und wurde wieder verschlungen von Nacht und Dunkelheit.

Die Stille zog in die Räume des Schlosses ein.

Wach und hell waren die Gedanken.

In unserer Hand — —

Wichart.

Borius Wichart!

Schon früh hatte der Winter seine weiße Einsamkeit über das Westfalenland gebreitet. Seit Tagen wehte von Ost ein harter Wind und trieb den Schnee wirbelnd zu hohen Haufen zusammen. Durch Schnee und Kälte jagte ein Reiter, die Marderkappe tief in die Stirn gezogen, das Pelzwams eng um den Leib gezerrt. Um ihn stob wie eine graue Fahne der schnaubende Atem des Pferdes. Die schneeverwehte Straße war kaum kenntlich. Windgeduckte Bäume wiesen den Weg. Stunde um Stunde ritt er schon durch den Frostwind. Paderborns Mauern hatte der diesige Horizont lange verschluckt. Durch das dämmernde Halblicht sah er den kantigen Kirchturm von Wevelsburg. Die Hufe klapperten auf dem Steinpflaster der Dorfstraße. In einem alten, schiefen und gebückten Haus wohnte der Pfarrer. Als der Reiter steif und durchfroren vom Pferd stieg und in das Haus trat, schlug ihm die rauchige Wärme des Holzfeuers entgegen. Die Pfarrersfrau musterte mißtrauisch die fremde Reitergestalt, die in dem niederen Raum fremdartig genug aussah.

Sie erkannte das Wappen des Erzbischofs von Fürstenberg auf seiner Jacke und schlurfte eilend davon, den Pfarrer zu rufen. Der alte, weißhaarige Prediger kam nach einer geraumen Weile und fragte den Boten nach seinem Begehr. Er ahnte, daß es nichts Gutes sein konnte. Wie alle Landpfarrer war er protestantisch, unterstand aber dem Fürstbischof und Landesherrn in unmittelbarer Gerichtsbarkeit. Der Bote teilte dem Alten mürrisch mit, daß zur kommenden Wochenmitte alle lutherischen Landpfarrer auf Schloß Neuhaus geladen wären. Er zeigte zur Bestätigung das Schreiben und holperte schon wieder hinaus.

„Wißt ihr denn, was er von uns verlangt?" rief der Pfarrer hinter ihm her.

„Wird wohl ein Gespräch um heilige Sachen sein", gab der Kurier bissig zurück. Der Pfarrer war nachdenklich geworden. Der Reiter verschwand zwischen den Fachwerkhäusern. Der kalte Wind trieb Fetzen des Hufschlages vor sich her. Dann war es wieder still wie vordem.

In drei Tagen hatte der Bote allen lutherischen Predikanten Nachricht und Aufforderung gebracht. Sie rüsteten zur Fahrt aufs Schloß.

In der großen Halle von Schloß Neuhaus standen die Pfarrer des Paderborner Landes und warteten auf den Fürstbischof. Sie waren voll Eifer und hatten im guten Glauben, ihre Meinung verfechten zu dürfen, das heilige Buch, um das ein so blutiger und heftiger Streit ging, mitgebracht. Die Tür wurde auf-

gerissen, mit wenigen Schritten stand der Fürstbischof vor ihnen. Durch die großen Fenster brach winterhelles Licht und glitt über das lange, dunkelrote Gewand, auf dem das Kreuz funkelte. Er hob die Hände ein wenig, und sagte mit schneller, gewalttätiger Stimme: „Wir haben um der heiligen Sache des Glaubens willen, im Namen Christi, beschlossen, daß ihr wieder eintretet in den Dienst der katholischen Kirche. Wir erteilen Buße und Ablaß jeglicher Ketzerei, die bislang geschah, wenn ihr euch bekehrt und wieder als willige Diener unter das Kreuz der Erlösung tretet."

Er schwieg, sah über die Pfarrer, die erstarrt inmitten des Saales standen, hinweg. Dann brandete eine Welle von Empörung und Widerspruch auf. Der Bischof schien darauf gewartet zu haben.

„Ihr werdet euch unserem Willen fügen!" rief er unbeugsam. Die Stimme bändigte noch einmal den Widerspruch: „Ihr werdet Zeit haben, unser Angebot zu überdenken."

Die Prediger murrten.

Noch einmal rannte die Stimme des Fürstbischofs bedrohlich gegen sie an: „Wer unserem Gebot nicht folgt, wird seiner Pfarrstelle entsetzt und des Landes verwiesen!"

Während sich die Predikanten untereinander berieten, klirrten durch die Tür eisenbewehrt und stahlgeschient die Wachen.

Des Bischofs Befehl: „Abführen!"

Die Gegenwehr der Pfarrer war nutzlos. Sie wurden in die engen, unterirdischen Steingelasse gesperrt. Einmal am Tage erhielten sie einen Krug Wasser und einen Kanten schimmligen Brotes. Mit frostblauen

Fingern griffen sie danach. Der Atem hatte die Steinwände beschlagen, daß es wie Reif darauf funkelte. Morgens, wenn die erste Dämmerung durch die kleinen, vergitterten Fenster sickerte, schob sich vor die Türöffnung das bleiche Gesicht des Geheimsekretärs Martin Kramer.

„Besonnen?" fragte die kreidige Stimme.

In den ersten Tagen bekam er keine Antwort. An einem Morgen antwortete ein wildes, verzweifeltes Lachen und ein Wasserkrug schlug hart und brechend an die Tür. Aber jeden Morgen war sie da, diese verhaßte, unerbittliche Stimme: „Besonnen?"

Und endlich sagte einer willenlos: „Ja!"

Der bischöfliche Geheimsekretär: „Wer?"

Der Pfarrer sagte mit müder, hoffnungsloser Stimme seinen Namen. Zwei Stunden später schlich seine zusammengesunkene, halbverhungerte Gestalt hinter dem Wachknecht in die Bibliothek. Er sank vor dem Fürstbischof in die Knie. Da reichte der hohe Herr gnädig die Hand, hieß ihn aufstehen, nahm ihm feierlich und unter Zeugen den Eid ab, fortan nur noch der katholischen Kirche zu dienen. Mit zitternder Stimme gelobte es der Pfarrer. Auf dem harten Antlitz des Fürstenbergers glühte eine kurze, rote Freude.

Noch achtmal standen solche halberfrorenen, verhungerten Prediger vor dem Bischof. Die anderen blieben verstockt. Nichts half. Unbeugsam und aufrecht versuchten sie den Drohungen, dem Hunger und der grimmigen Kälte standzuhalten. Einige baten aus dem Paderborner Land fortziehen zu dürfen. Man gewährte es ihnen. Die zwei letzten Standhaften wurden in einer Nacht auf Pferde gebunden und nach Soest

gebracht. Nie wieder durften sie das Paderborner Land betreten. Die offenen Stellen wurden mit katholischen Priestern besetzt. Der Fürstbischof hatte seine Landpfarren wieder.

In die Mauer des Ketzertums war die erste Bresche geschlagen! Aber hinter den lateinischen Gesängen, welche die bekehrten Pfarrer nun gebändigten Herzens beten mußten, wartete die zusammengeballte Glut des freien Glaubens.

Die Hütte, darin der alte, grise Hinnerk Franke wohnt, liegt eine halbe Wegstunde vor dem Flecken Attelen. Vom Fachwerk ist der Verputz abgefallen und die Balken sind morsch und faul. Bei jedem Windstoß klappern die Läden zum Erbarmen. Schon sieben Jahrzehnte wohnt der Töpfer Hinnerk Franke in der armseligen Hütte und ist mit ihrer Dürftigkeit zufrieden. Von ihm geht das Gerücht, daß er es heimlich mit dem Teufel halte. Sein mürrisches, verschlossenes Wesen ist den Leuten unheimlich. Den Menschen gönnt er kaum ein Wort. Noch nie hat er die Kirche besucht und der Pfarrer ist mit einem greulichen Fluch bei seinem Besuch abgewiesen worden. So ist Hinnerk Franke, den die Einsamkeit unzugängig und verschlossen gemacht hat, zum Kinderschreck geworden.

Die Sonne ist rot und kalt untergegangen und am stahlblanken Winterhimmel glänzen die weißfaserigen Wolkenfetzen noch lange nach. Als sich die Nacht über die tiefverschneite Ebene legt, bahnt sich der Pfarrer der kleinen Kirche von Attelen mühsam einen Weg

durch den Schnee. Es ist ein beschwerliches Wandern. Der Atem geht keuchend vor Anstrengung. Als er vor der Hütte, die wie verloren in der Schneeweite liegt, ankommt, umschleicht er sie lautlos und in sein Gesicht tritt gespanntes Wachsein. Nur schwer kann er durch das blinde Fensterchen in die niedrige Kammer sehen. Vor dem rauchenden Herdfeuer hockt der alte krumme Mann an der Töpferscheibe, die sich polternd dreht. Neben dem Herd brennt eine schwalchende Krüselflamme. Das unstete Licht gleitet über die Bewegungen der knochigen Hände, die den erdigen Ton wenden und drehen, behutsam ansetzen und wieder von der kreisenden Scheibe abheben. Aus dem runden, unförmigen Geknete gräbt sich langsam Gestalt und Form. Immer klarer und schwingender werden die Linien einer bauchigen Kanne. Dem Alten ist das schüttere graue Haar tief in die Stirn gefallen. Er murmelt leise vor sich hin. Der Lauschende verhält den Atem.

„Sieh, du Stück Erde", sagte es drinnen eintönig, zwischen gefalteten Lippen hinweg. „Nun bist du gebildet und geformt."

Die Scheibe rumpelt lauter, er dreht eifriger. „Und was so ein alter Töpfer ist — Erde —", hört der Späher weiter, „der macht aus totem Lehm schier was Lebendiges."

Und dann ist es drinnen ganz still.

Die Scheibe dreht sich noch einmal leer vom schweren Schwung, und der Töpfer Hinnerk Franke hält das wohlgerundete Gefäß nah an das schwachleuchtende Licht und beugt sich darüber. Das Altmännergesicht ist wie Holz und von tiefen Furchen durchzogen.

Zwischen den schmalen, geröteten Lidspalten blinzeln die Augen wohlgefällig auf das Werk. Ein spärliches Lächeln gleitet um die Mundwinkel.

„Und nun“, flüsterte er leise, und sein Gesicht wird ernst, ja, fast andächtig. „Nun will ich der Erde den Atem einblasen, daß sie ganz lebendig wird.“ Er hat das Gefäß vor das Gesicht gehoben, und haucht tief und stöhnend hinein. Dann schiebt er die Kanne auf den Tisch, wo sie im Dämmer nur noch schwach leuchtet. „Jetzt wirst du gebrannt und kannst unter die Menschen gehen, um drei Brote geb ich dich her.“

Das letzte Wort erlischt im Dunkel.

Der Pfarrer, der lauschend am Fenster gestanden hat, lacht befriedigt vor sich hin: „Lästerer! — Mußt ausgebrannt werden!“

Er schleicht wieder durch den Schnee davon.

Der Himmel steht in hoher Mächtigkeit aufgewölbt, und die Sterne scheinen silbern.

„Wo nur die Spuren herkommen?“ wundert sich der Töpfer am nächsten Morgen, als er den Schnee von der Türe wegschippt. „Da war irgendein Mensch vor der Hütte“, weiß er. „Was der wohl gewollt hat?“

Schon um die Mittagszeit desselben Tages wird ihm die Antwort. Zwei Stadtknechte kommen durch den Schnee geritten und binden wortlos den Alten mit dicken Stricken an ein Pferd. Voll verzweifelter Wut brüllt er auf. Da würgen sie ihm ein Stück Leder in den zahnlosen Mund. „So, du Hexenmeister, wirst jetzt wohl das gottlose Maul halten, ha?“ schreit ihm

einer zu. Die Pferde stolpern wieder durch den tiefen Schnee zurück. Der Gebundene keucht, ächzt, wird von den Pferden wild und erbarmungslos durch den Schnee geschleift. Wie einen schweren Sack werfen die beiden Knechte den Wehrlosen in die Ecke einer Scheune in Attelen. Im andern Winkel, auf dem nackten, feuchten Boden, liegt zusammengekrümmt noch eine Gestalt. Wenn die Tür auffliegt, sieht man langes, helles Frauenhaar aufflattern. Es müssen lange Stunden vergangen sein, ehe man sich um die Geknebelten kümmert. Ein Jesuit, begleitet von den Knechten, steht plötzlich in der kalten Scheune, durch deren Löcher und Ritzen der Winterwind fegt. Sie entknebeln den Alten. Eine eisige Lahmheit ist in seine Glieder gekrochen. Die Augen unter dem strähnigen, blutverschmierten Haar blinzeln stier in des Jesuiten Gesicht, der groß vor ihm aufwächst. Der blickt auf das arme Menschenbündel da unten, und die Stimme wird weicher als er gewollt hat: „Werdet Ihr gestehen, daß Ihr mit dem Teufel im Bunde seid?"

Der Töpfer schweigt. Seine Augen tasten verständnislos die Gestalt des Geistlichen ab.

„Der Pfarrer von Attelen hat Euch gesehen, wie Ihr den Leibhaftigen beschwort."

Des Alten Gesicht verzerrt sich zur schreckhaften Grimasse. Seine Kinnbacken schlottern, ein dumpfer, zornvoller Laut gurgelt heraus. Dann streckt er die lahmen Finger, richtet sich auf, schluckt, schüttelt in wilder, flackernder Wut die Fäuste. Die Knechte schlagen auf ihn ein, daß er mit röchelndem Schmerzenslaut zusammensinkt.

„Werdet Ihr gestehen, daß Ihr Totes lebend ma-

chen wolltet?" forscht drängend die Stimme des Jesuiten. Der Atem Hinnerk Frankes geht rasselnd und gequält. Die Worte des Kirchlichen dringen mit tausend Widerhaken in sein Fleisch: „Ihr werdet noch heute abend auf dem Ketzerfeuer brennen, wenn Ihr nicht gesteht, daß Ihr dem Satan verbunden seid! Schwört, dem Teufel zu entsagen."

Der Alte knirscht: „Ich kenn den Teufel nur in einer Gestalt, und das seid Ihr, und wenn Ihr mich brennt, wird Gott mich aufnehmen, und alle Heiligen werden lobsingen."

Der Jesuit schlägt das Kreuzzeichen und geht davon.

Die Knechte binden den Alten.

Drüben in der Scheunenecke hebt die Stimme des Jesuiten von neuem an: „Und du bist den teuflischen Lüsten ergeben."

Die Frau wimmert leise und trostlos. „Ich weiß nichts, hab nur meine Arbeit getan, bin eine arme Magd, verschont mich, Herr!"

„Verstockt seid ihr, alle — verstockt und dem Satan ergeben."

Die Frau weint hilflos und bettelnd: „Ich hab nichts getan, Herr! Nichts! Nichts!"

Die Hände des Jesuiten greifen ihren Kopf. Er zerrt sie ins Licht, das durch die halboffene Scheunentür fällt. Die Wangen der Frau sind eingefallen und bleich, die Augen vom Weinen rotgebrannt, der Frost hat blaue Flecken auf das weiße Antlitz gezeichnet. Nur das Haar schimmert weich und hell und ist an dem in Angst erstorbenen Gesicht das einzig Lebende.

„Über die heiligen Dinge der Kirche hast du ge-

spottet", wächst die Stimme des Geistlichen wieder unheimlich auf.

„Glaubt nicht, was über mich gesagt wird", bittet sie jammernd.

„Wenn du nicht bekennst, bist du schuldig und wirst von den Flammen gerichtet!" ruft der Jesuit unerbittlich, wendet sich und geht hinaus.

„Gott, o Gott, ich weiß nicht, was Ihr wollt, ich habe nichts getan", ruft sie beschwörend und voller Angst hinter ihm her. Unter rohen Scherzworten wird sie von den Knechten wieder gefesselt. Die in der Einsamkeit und Angst zurückbleiben, hören, wie sich ein schwerer Balken vorschiebt, und dann drückt sich wieder in lastender Wucht die quälende Leere des hoffnungslosen Wartens auf sie. Das kommende Geschick hockt geduckt und zum drohenden Sprung bereit in der Dämmernis. Die Gefangenen durchforschen ihr Leben bis in die letzten Gründe und finden die Schuld nicht, die sie gestehen sollen. Im Alten ist nur noch Leere und Wirrsal und das Mädchen in ihrer finsteren Ecke betet lautlos zur Mutter Maria, daß ihr geholfen werde aus dieser großen Pein. Die Angst schwillt und preßt ihren Atem. Wie ein tosendes, schwarzes Wasser drängt es gegen sie an, sie wehrt sich, schlägt mit den Armen, fühlt ihre Gebundenheit, ist den flutenden, stickenden Wassern wehrlos preisgegeben. Und dann schreit sie, und fällt in eine tiefe, tiefe Finsternis, und das Bewußtsein dieser Welt schwindet.

Es vergehen ein paar unerträglich lange Stunden, bis sie geholt werden. Mühsam wanken sie, von den Knechten roh vorwärtsgestoßen. Die weiße Winter-

herrlichkeit blendet die lichtentwöhnten Augen. Wie ein dunkler Punkt ragt aus der Schneeweite ein mächtiger Holzstoß, Menschen bewegen sich um ihn. Am Himmel glüht im Westen eine rotleuchtende Wolkenbank mit purpurnen Rändern, hinter der die Sonne untergeht. Es ist windstill, laut knirschen die Schritte. Die Knechte müssen das Mädchen fast schleppen, so lahm und starr ist sie vor Not und Angst. Aber der Alte geht mit torkelnden und fast hastenden Schritten, als wolle er den Leidensweg möglichst schnell hinter sich bringen.

Aus Balken, Geäst und Stroh ist ein Scheiterhaufen errichtet. Die Jesuiten Grosbeck und Wachtendonk stehen frierend und warten auf den Zug der Verurteilten, der sich langsam und schleppend auf sie zu bewegt. Männer und Frauen des Dorfes stehen lauernd. Ihre Neugier kaum verbergend harren sie des kommenden, grausigen Schauspiels.

Die Jesuiten sind unbefriedigt, sie haben mehr Volk erwartet, denn die Hinrichtungen von Hexen und Hexenmeistern sollen der Menge als abschreckende Beispiele in furchtbarer Eindringlichkeit in die Seelen gebrannt werden.

Den Holzstoß überragen zwei lange, schwarze Pfähle.

Die Richtknechte sind mit den Verurteilten angelangt. Die Frau wirft sich auf die Knie, versucht zu bitten oder zu beten, die Stimme ist erloschen, man versteht nichts. Die Knechte reißen sie hoch, binden die Hände auf den Rücken, und pressen sie an einen der Pfähle. Kraftlos hängt sie in den Stricken und zittert wie ein geschlagenes Tier.

Ein Jesuit tritt nahe an den Stoß, spricht auf sie

ein, läßt nicht nach, sie soll gestehen, mit dem Teufel gebuhlt, die Lehren der Kirche verspottet zu haben. Aber es wird ihm keine Antwort, die tiefe Bewußtlosigkeit hat sie wieder gnädig aufgenommen. Sie ist in Angst ertrunken.

Derweil ist auch der Alte mit Ketten an den Pfahl gebunden. Der Jesuit ermahnt ihn, alles zu gestehen, zu widerrufen und in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Der Alte schreit mit zur Fratze verzerrtem Gesicht eine heisere Bitte. Er starrt fassungslos auf die beiden Diener der Kirche, die unentwegt auf ihn einsprechen. Jammert plötzlich, daß es den andern wie ein Messer ins Fleisch fährt: „Ich bin ohne Schuld! Ich kenne keine Hölle! Ich bin kein Teufelsknecht! Ich bin alt, müde — müde."

Er schließt die Augen und schweigt vor Angst.

Plötzlich klappern Hufe. Ein Pferd wiehert, wird zurückgerissen, bäumt sich hoch. In die gaffenden Menschen kommt Bewegung. Unwillig drehen sich die beiden Jesuiten um, Grosbeck schießt das Blut in die Wangen. Er starrt in das Gesicht des Reiters, das vom scharfen Wind rotgepeitscht ist und dessen helle Blicke einen gefährlichen Takt in sein Herz trommeln. Er bringt die Lippen hastig an das Ohr Wachtendonks, flüstert heiser, seine Erregung mühsam meisternd: „Das ist er. Der Wichart!"

Wachtendonks schmale Gestalt strafft sich, seine forschenden Blicke zerschellen an der ehernen Unbewegtheit des Paderborner Ratsherrn. Schweren Atems schaut Borius Wichart auf die Gerichteten, hört Hinnerk Frankes stöhnendes Weinen. Die Gedanken wogen hart in seiner Seele und durchschütteln ihn, daß er die

4*

Zähne auf die Lippen pressen muß, um schweigen zu können. Die Anklagen der Jesuiten, daß der Teufel sich mit Menschen vermischen und daß Hexen durch Zauber Schaden stiften könnten, erscheinen ihm sinnlos. Daß aber darauf Anklage und feuriges Strafgericht gegründet wurden, Frauen mißhandelt und gepeinigt, Männer von gierigen Richtern schuldlos gemordet werden, läßt in seinem klaren, rechtlich fühlenden Herzen einen erbitterten Zorn auflohen. In sein Denken fährt die schrille Stimme Grosbecks: „Isti sunt haeretici." Über den Schneeweiten wimmert eine Totenglocke.

Wachtendonk befiehlt: „Anzünden!"

In Wichart zerspringt etwas. Mit einem Satz ist er vom Pferd herunter, schlägt einem der verwirrten Knechte die brennende Pechfackel aus der Hand, schreit, überwältigt vom Gefühl, die Wehrlosen schützen zu müssen, den Peinigern ins Gesicht: „Es wird alles Blut der Unschuldigen über eure Tyrannei kommen! Die verbrannte Wahrheit wird auferstehen und euch anspringen und um Rache schreien. Der Richter aller Dinge wird euch richten ... zu ... seiner ... Stunde." Da fühlt er einen eisernen Schlag sein Hirn durchdröhnen, die Knechte versuchen, ihn zu binden, er reißt sich los, entkommt ihren Fäusten, taumelt zu seinem Pferd, klammert sich darauf fest, — es jagt davon. Vor den Augen Wicharts tanzen glühende Kreise. — Aber er hört die ferne, unbeirrbare Stimme Wachtendonks das Urteil rufen: „So übergebe ich Hexe und Hexenmeister der Hölle, da sie verschmähen die Sakramente unserer heiligen Kirche. Fahrt ein in die ewige Verdammnis." Und sie zünden den Stoß

an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Wichart wendet das Pferd. Er sieht die Knechte die Fackeln in das Stroh stoßen, es knistert, raucht. In die Augen des alten Franke springt eine grauenhafte, wilde Furcht. Er reißt den Mund weit auf, will schreien, schreien, aber die Flammen lohen schon hoch. Das prasselnde Feuer verbrennt seine Qual. Schwarzgelber Rauch verhüllt die beiden Gerichteten, dann durchbricht riesenrot und flackend eine gewaltige Feuersäule den Qualm. Die beiden Jesuiten gehen wieder dem Dorfe zu. Die Menschen stehen noch lautlos, schlagen verstohlen das Kreuzzeichen und gaffen angstvoll in die knatternde Glutfahne, die sich mächtig gegen den Winterhimmel wirft. Der Schnee schmilzt unter der Hitze. In den großen Wasserlachen spiegeln sich die Flammen.

Ohnmächtig ballt Wichart die Fäuste. Der Widerschein des Ketzerfeuers brennt in seinen Augen. „Und Gott sieht zu?" denkt er. „Und wehrlos sollen wir schweigen, da unser Blut aufbegehrt gegen solches Unrecht? Aber Gott muß mir die Kraft geben, einmal wider die Boten des Unrechts aufzustehen." Er fühlt die zwangvolle Aufgabe. Er rüstet sein Herz. Er ist den Gewalten des empörten Herzens ausgeliefert, fast willenlos und unentrinnbar. Der Schmerz quält ihn. Bleischwer sinkt sein Kopf auf die Brust. Langsam trabt das Pferd weiter.

Es schneit.

Die Jesuiten konnten dem Fürstbischof vermelden, daß in der vergangenen Woche in den domkapitelschen Dörfern insgesamt fünfundzwanzig Hexen und Hexenmeister verbrannt werden konnten. Unter den Abtrünnigen des katholischen Glaubens wühle nun die Angst vor dem brennenden Strafgericht; — aber es sei einer, von dem Gefährliches zu fürchten sei: Borius Wichart.

Darauf gab der Fürstbischof Weisung, den Ratsherrn Wichart unschädlich zu machen.

Es war für die Jesuiten nicht schwer, ein dunkles Spiel gegen den Ratsherrn Wichart im Stadtrat anzuzetteln. Als die beiden Bürgermeister durch Juristen hörten, daß Wichart Bürgermeister werden wolle, wurde ihre Ehrsucht zur Siedeglut geschürt. An einem Abend brachten zehn Stadtknechte dem Ratsherrn Wichart ein versiegeltes Schreiben, in dem er aufgefordert wurde, sofort die Stadt zu verlassen. — Wichart blickte stumm auf die Knechte, die verlegen hin und her drängten. Ein kaltes Wehen zog schmerzhaft

durch seine Brust. „Ist es schon so weit?“ dachte er. „. . . Jetzt, da ich am ersten Anfang stehe?“ — Als lägen die Gedanken der Paderborner Ratsherren offen vor ihm, sagte er „Nein!“ Bestechung, Hinterlist und Heimtücke sollten ihn nicht mit dem ersten Stoß in die Knie schlagen. Die Knechte trotteten mürrisch davon. Als Wichart sich umwandte, sah er in das angstvolle Gesicht seiner Frau Agnes. Ratlos tasteten ihre Hände an seinem Wams . . . Ihre blutleeren Lippen sagten leise und stockend: „Die Kinder, — Borius —!“

Da hörte sie wieder sein unfaßliches, überlegenes Lachen: „Wird schon gut werden. Wird schon alles gut werden, Frau.“

Ihr Mund zuckte, ein mühsames Lächeln legte sich auf ihr schmales Antlitz; dann griff sie unter dem Zwang einer lähmenden Furcht nach seinen Händen und legte ihren Kopf hinein, daß er die Tränen nicht sehe.

Eine Stunde vor Mitternacht schlug Klirren und Dröhnen wie ein plötzliches, eisernes Gewitter an das Wicharthaus. Schreie gröhlten auf, — Feuer sprang hoch, ein Wind stieß hinein, — das Haus brannte. — Beherrscht, mit Augen voll unheimlicher Gewalt und verbissenem Mund zerrte Wichart sein Pferd aus dem Stall, dessen Strohdach in der Glut barst, spannte es an einen klobigen Bauernkarren, der abseits stand, und derweil Frau Agnes mit den Kindern sich einen Platz darauf zurechtmachten, ging er noch einmal langsam, mit stockendem Atem um das brennende Gehöft, — ringsum war alles wie ausgestorben, Furcht bannte die Menschen in ihre Häuser, hinter dem Domplatz klirrten Waffen, — dort lauerten wohl die Stadt-

knechte. Er sah auf die zerstörte Stätte seines Lebens, fühlte einen wilden, stechenden Schmerz in seiner Brust. — In die knatternden Flammenbündel schlug das Glockenläuten des Domes wie grelles Peitschenschlagen. „Sie sprechen von der Liebe!" dachte Wichart. „Aber das alles ist die Lüge. Sie sprechen vom Frieden und bringen die Feuer der Vernichtung. Sie sprechen von Gott und vollstrecken den Willen Satans." Im Feuer des Heimathofes schmolzen seine Gedanken zu einer stählernen Gewißheit: „Ich komme wieder!"

Er ging schweren Schrittes zu dem Karren, schwang sich darauf und langsam holperte das Gefährt davon. Ungehindert gelangten sie vor die Stadtmauern. Hinter ihnen verglühte der Schein des Brandes. Die Kinder weinten leise. Wie ein dunkler Wind ging die tröstliche Stimme Frau Agnes' darüber hin. Vor ihnen lag das nächtliche Land. Dunkel wie die Zukunft. Aber sein Wille war wie eine stählerne Pflugschar, die am Anfang einer unabsehbaren Scholle steht, bereit sie zu brechen.

Der weite Wind der Erde wehte.

Weiße Winternebel stiegen lautlos aus den Gründen der Nacht. Alle Fernen schienen verhängt und Nähe und Not übergroß. Frau Agnes umfaßte die Kinder. Ihr Herz fror.

Eintönig schlugen die Hufe dumpfen Takt.

Hinter dem rollenden Karren klang noch verweht mit müdem Echo das Glockenpeitschen des Domes, bis es im Nebel ertrank.

Reif und trächtig lag der Sommer auf dem Land. Die lichtzitternde Luft atmete den Geruch reifender Früchte. Hinter dem sattgrünen Wiesenland wogten gelb und kornbeschwert die Äcker, durchschnitten vom fließenden Wasser der Diemel. Im heißen Wiesendunst ruhten träge die Kühe. Die Luft summte vom Flug der Insekten. Wie vom Sommer betäubt schwieg der Wald. Die flachen, bewaldeten Hügel verschwammen blau und flimmernd im Sonnendunst. Wo sich die Landschaft der Warburger Börde zur Ebene dehnte, stand eine durchsichtige, flirrende Wand blendenden Lichtes. Blau und warm wölbte der Himmel seine ewige Stille über der fruchtschweren Erde, und die Sonne zog machtvoll und gewaltig ihren großen Tagesbogen.

Schon vor Tau und Tag konnten die Bauern mit dem Schnitt des Getreides beginnen. Den ganzen Tag brannten die sengenden Strahlen auf die werkenden Menschen, die Wagen um Wagen in die Scheuern einholten. Schwer schwankten die beladenen Fuhren.

Breite Karrenräder mülmten durch Lehm und Staub. Erst wenn der letzte Schein des Tages am Horizont verging, gaben die Menschen sich und den müden Tieren die verdiente Ruhe.

Hart an der Diemelbrücke bei Scherfede stand das Gasthaus „An den Wassern", dem ein kleinbäuerliches Anwesen mit vier Kühen und einigen Morgen Acker zugehörte.

Mit unermüdlicher Schaffenskraft hatte der vertriebene Ratsherr Borius Wichart das kleine Anwesen erarbeitet.

Wichart ging langsam auf sein Haus zu. Sorgenschatten dunkelten sein Gesicht. Während der letzten Erntetage lag Frau Agnes fiebergeschüttelt in der kleinen Kammer. Er ging schneller.

Der stachlige Tannenwald stand so dicht, daß kein Strahl seine Unergründlichkeit erreichte. Wie eine erlöschende Glut lag der braune Nadelteppich. Manchmal knackte es im trockenen Geäst von durchbrechendem Wild. Langsam lichtete sich die Dunkelheit. Durch hohe Stämme schimmerte Himmelsblau. Das Licht fiel breiter und raumer durch die Bäume. Grünes Laub glänzte. Hell leuchteten die Bickbeersträucher und zwischen den gespreiteten Farnbüschen wiegte sich mit lichtgefüllten Kelchen die gelbe Königskerze. Amseln und Drosseln, Finken und Goldammern schwirrten durchs Kraut und die Luft hing voll perlenden Singens.

Als Wichart den Waldrand erreichte, sah er einen Benediktinermönch auf sich zukommen. Es war ein Bote des Hardehausener Abtes, der ihn schon gesucht hatte und ein rotgesiegeltes Schreiben überbrachte.

Sein Herr wünsche sofort eine Antwort. Wichart öffnete das Pergament und las die unheilvolle Botschaft. Ein heftiger Trotz sprang in sein Gemüt, die hetzenden Schatten der Verfolgung griffen wieder nach ihm. Dem Abt war er in diesem Jahre den Zins schuldig geblieben, dafür sollte er nun die Hälfte des Ackers abtreten oder, so hieß es in dem Schreiben, wieder in die Gnaden der katholischen Kirche zurückkehren. Dann sei ihm jedweder Zins erlassen und das kleine Gut werde um drei Morgen erweitert und ihm zu eigen geschrieben. Als er die wohlgesetzten Worte zum zweitenmal gelesen hatte, duckte sich sein Rücken, als wolle er die drohende Zukunft anspringen, um sie zu überwältigen.

Wichart sagte rauh und fast drohend: „Meldet dem hohen Herren, ich zahle weder Zins, noch werd' ich katholisch. Sagt ihm, je größer seine Hetze wird, um so härter wird meine Wehr. Er mag das Land nehmen. Er mag die Kühe rauben und auch das Haus — den Wichart kriegt er nicht!"

Der Mönch erschrak, als er die breite Gestalt vor sich so sprechen hörte. Das klang wie hartes Eis. Er versuchte gutmütig einen Einwand: „Und an Eure Kinder und die kranke Frau denkt Ihr gar nicht, das ist freventlich. Ich rat Euch, tut den Willen meines Herren, dann habt Ihr Ruhe."

Da lief eine rote Welle des Zornes über Wicharts Gesicht. Er packte den Mönch, der aussah wie ein Bauernknecht, der aus Versehen in die härene Kutte geraten war, mit der Faust an beiden Schultern und stieß ihn von sich: „Geht!"

Mit einem bösen Lachen machte der sich davon.

Der Blick Wicharts ging in die tiefe, blaue Ferne, die sich unbeweglich und eben im dunstigen Horizont verlor. Wohlgefällig und breit lagen Bauerngehöfte in den Felderweiten. Eine Wolke dämpfte die mächtige Sonnenhelle und warf kupferne Schatten auf die wellenden Ährenfelder. Die Sonne ging ein in den Abendfrieden des Hochsommertages. Der Duft von Gras und Korn, Wind und Wasser, Acker und Scholle durchwehte den Abend, der die Welt leise füllte. Lichtgrün schimmerte der Himmel, von der versunkenen Sonne noch auf wundersame Weise wie von innen durchleuchtet. Hoch und dunkelblau mit scharfgeschnittenen Schwingen hing ein Bussard unbeweglich, vom Abendlicht umsprüht, in großer, winddurchwehter Höhe. Dann rüttelte er und schoß getrieben in großem Bogen auf die Erde nieder. Durch die nachleuchtende Helligkeit des versunkenen Tages ging silbern ein erster Stern auf.

Der letzte Schimmer verklang.

Die Schattenstille kam.

Der Abend.

Als Borius Wichart vor seinem Haus anlangte, blieb er stehen und atmete die wehende, warme Nachtluft. Tief hing die schmale, glänzende Mondsichel. Im nahen Kolk quarrten schrill und heiser die Poggen. Grillen feilten im Heu und alles Nachtgetier war lebendig. Da kam durch die Nacht ein langgezogener Käuzchenschrei. Dem Mann, der einsam im tiefen Lindenschatten stand, ging ein Frösteln über den Leib. „Der Totenvogel“, dachte er, „der Totenvogel ist wach.“ Jetzt war der klagende Ruf weit in den nächtlichen Raum zurückgegangen, aber die Stille wurde

lähmend. Da kam der Ruf wieder näher, irrte suchend umher und war voller Klage und Gespenstigkeit. Der Mann ging ein paar ungefüge Schritte in das Feld hinaus, da war es ein wenig heller. Das Heu duftete und war vom glitzernden Tau beperlt. Lautlos standen die Weiden am Kolk, kein Hauch regte sich. Und wieder kam der angstvolle Totenvogelruf. In diesem Augenblick überkam es den Mann, der allein auf dem nächtlichen Feld stand, daß der unheilvolle Ruf auch in der schmalen, dumpfen Kammer gehört wurde, wo die Frau auf ihrer Schmerzensstatt lag. Er dachte, seine Schritte wieder dem dunkel ragenden Haus zuwendend: „Sie muß sehr einsam sein, sie muß ihr ganzes Leben hindurch sehr einsam gewesen sein."

Als er die Kammer betrat, war eine große Müdigkeit in ihm, aber seine Augen hatten ein gutes Licht.

In den engen Stuben hing noch die dumpfe Wärme des Tages. Wichart tastete sich durch die Dunkelheit an die Bettstatt und stand eine Weile bewegungslos davor, auf die harten, keuchenden Atemzüge seines Weibes lauschend. Er setzte sich unter das kleine, bleigefaßte Fenster, in dem ein paar zuckende Sterne standen. Der Atem der Frau ging stoßweise und es schmerzte, zuhören zu müssen, ohne helfen zu können. Der Mann stützte den Kopf in beide Hände und seine Gedanken gingen zwischen Traum und Wachen, Fragen und Horchen.

Durch die schwere Finsternis suchte ihn unvermittelt und sehr leise die Stimme der Frau: „Dunkel, so sehr dunkel."

Der Mann löste die Gedanken aus ihrer Verlorenheit: „Warte, Agnes, gleich ist Licht, warte."

Seine Worte gingen wärmend und voll tröstlicher Güte über sie hin. Ein metallnes Klingen sprang auf, Funken sprühten, und dann brannte die dünne, schwalchende Talgkerze im Zinnhalter. Über das bleiche, abgezehrte Frauengesicht sprangen huschende Lichter. Ihre Augen brannten groß und wach in den blauschwarzen Schatten des knochenen Gesichtes. Die hageren Arbeitshände gingen unruhig auf dem Bettlinnen hin und wider, sie versuchte ein weniges den Kopf zu heben, aber die Kraft blieb ihr versagt. Der Mann faßte die beiden unsteten Hände und hielt sie fest.

„Wir sind einen weiten Weg mitsammen gegangen", sagte sie mühsam, „so kalt war er oft."

Wie eine schreckhafte Anklage traf es Borius Wichart. Er vermochte nichts zu sagen, aber wie von den halb gestammelten, fieberheißen Worten der Frau beschworen, zog das Leben noch einmal an ihm vorüber. „Und dann kamst du, Agnes." Die Frau horchte auf, als er diese Worte aus tiefer Nachdenklichkeit heraus sagte. Er legte seine Hand auf ihre heiße Stirn, daß sie die Nähe seines Lebens spüre. Und als wäre sie seinem Gedankenweg gefolgt, sagte sie heiser und hastend: „Bin doch gerne mit dir gegangen, Borius, so gern!"

Ein Fieberschauer jagte sie.

Auf den bleichen, welken Wangen brannten rote Flecke, als blühe da ein geheimnisvolles Leuchten auf. Sie wand sich in der spannenden Angst der Atemnot. Wichart stützte sie in seinen breiten, festen Armen und sagte leise, beruhigende Worte. Durch das offene Fenster hauchte die Sommernacht und machte die Kerze rauchen, daß sie irrlichternde Schatten warf.

Die Frau wurde langsam ruhiger. Ihre verkrampften Hände lösten sich und lagen bewegungslos auf dem Linnen. Nach einer kurzen, harten Stille sagte sie, und die Worte flackerten wie das Kerzenlicht: „Warum wurdest du nicht still, damals, Borius? Immer neu kam Unrast über uns."

Vor den Augen des Mannes zogen wieder die wechselnden Bilder des Lebens vorüber. Er suchte eine Antwort, aber würde die Frau ihn verstehen, jetzt, in dieser Stunde? Die große Not war gut Freund bei ihnen geworden. Die Frau war still den Opferweg des Mannes mitgegangen, ohne Fragen, ohne Klage, obwohl sie oft ratlos vor seinem Tun stand. Aber sie war mitgeschritten, unentwegt. Borius Wichart fühlte eine heiße Dankbarkeit durch sein Herz ziehen. In seine Augen kam ein dunkler Glanz, den er immer hatte, wenn das Gesicht des Kommenden ihn überfiel. „Ich gehe durch tausend dunkle Tore", dachte er, aber als sei es ein Unrecht, in dieser Stunde an das eigene Leben zu denken, neigte er sich über das todgezeichnete Frauenantlitz, um nahe bei ihm zu sein.

„Zünd die Sonne an, Borius", flüsterte bebend die Kranke, „es ist so dunkel."

Er schrak zusammen. Verwirrten sich schon ihre Gedanken? Aber die Augen waren noch ganz klar und diesseitig.

„Bald wird es Tag, Agnes", verhieß er ihr.

Aber sie gab sich nicht zufrieden: „Die Sonne anzünden", bettelte sie dunkel und gequält.

Borius Wichart stand auf und suchte noch einige Talglichter zusammen.

Da sprang durch das kleine Fenster ein glühender

Schein wie von einem fernen Wetter. Wichart fuhr auf. Wie ein wehender düsterroter Vorhang hing es vor der Kammer. Mit einem Schritt stand er an der Tür. Eine lähmende Wildheit jagte sein Herz: Da huschten wie dunkle Schatten hastende Männer auf den Wald zu. Sie hatten das sommerreife Korn seines Ackers angezündet. Brausend schlugen die Flammen hoch, rasten vor den Stößen des Nachtwindes her, gipfelten in knatternde Flammenbündel.

„Sie holen sich ihren Zins", dachte Wichart, und ein Stöhnen brach aus seiner Brust. Dann war nur noch der Wille wach, die Frau in ihrer letzten, schwersten Stunde nichts von der brennenden Rache wissen zu lassen. Er ging in die Kammer zurück und sagte leise auf seine geballten Fäuste herab: „Mein Acker brennt . . ."

Als er sich ihr wieder zuwandte, sah er, daß ihre Augen voll bitteren Wassers des Leidens standen. Wieder ergriff ihn eine unerträgliche Hilflosigkeit. Er zündete Licht um Licht an, daß sie das drohende rote Flackern des brennenden Ackers verdrängten. Um ihr irgendeinen Trost zu geben, fragte er, ob sie nach dem Priester der Scherfeder Kirche verlange. Sie schüttelte in leiser Abwehr den Kopf. „Ich hole die Kinder", entschied Wichart, schon aufstehend, aber ihre Finger ertasteten seinen Kittel und voll mütterlicher Sorglichkeit war ihre Stimme: „Schlafen lassen, spar ihnen die Not — nur den Kleinsten bring her."

Auf Zehenspitzen tappte der große Mann in die Nebenkammer. Als er zurückkehrte, trug er auf dem Arm den Kleinsten, der mit schlafblanken Augen verwundert auf die vielen Lichter guckte, die in fast fest-

lichem Glanze erstrahlten. Die Blicke der Mutter suchten ihn. Wichart setzte sich mit dem Jungen an das Lager. Des Kleinen Mäulchen stand vor Staunen weit auf. Seine Kindergedanken erfaßten nicht, was hier geschah. Als er die Mutter erkannte, haschten die Fäustchen verlangend nach ihr. Da zog ein karges, frohes Leuchten in ihre Augen ein. Sie streichelte mit kraftlosen Fingern immer wieder die kleinen Hände und flüsterte leise und liebe und mütterliche Worte. Ihre Stimme war erschreckend heiser und gebrochen. Da begann der Kleine ein ratloses, verstörtes Weinen. Aber schon bald war wieder ein Kinderlachen in dem Gesichtchen. Frau Agnes versuchte nicht mehr zu sprechen, um das Kind nicht zu schrecken, behutsam bat sie ihren Mann: „Singen . . . ea Kinneken." Der Kleine hörte das Wort „Ea Kinneken", da sang er, schlaftrunken, mit schwankender Stimme sein abendliches Schlaflied:

„Ea Kinneken, schlop,
do buuten löppet en Schop.
Et hett sau witte Wulle,
Et göft de Milk säu strulle,
Ea, Kinneken, schlop . . ."

Die Frau schloß die Augen. Sie war ganz ruhig geworden. Wichart brachte den Jungen in seine Kammer zurück. Als er wieder in die Stube trat, ging der Atem der Frau erneut röchelnd und hart. Sie starrte mit Augen, die grau und dunkel wie wassergefüllte Zinnbecher waren, auf den riesenhaften Schatten, der sich lautlos an der Wand bewegte. Borius sah hinter dem schmalen Fenster in der weißgetünchten Wand den

rotlohenden Himmel, und mit einem Ächzen, kaum hörbar in die kalten Hände der Frau hinein: „Der Acker brennt. Wirf dein Leben hinein. Du darfst die Glut nicht fürchten."

Eine grenzenlose Müde befiel sie. Da schlug irgendwo eine Tür im Haus. Ihre Züge wurden schreckstarr. Sie rief in großer Not: „Weit auf, die Tür! Einlassen!"

Das Sprechen losch hin. Frau Agnes fühlte, wie ein kalter Schauer sie schüttelte, da griff sie nach den Händen ihres Mannes. Die Kälte kroch in das Herz und langsam verging sie in der Gnade des Todes. Als Borius Wichart stumm und erschüttert ihre Augen schloß, sah er, daß der tote Mund noch halb offen stand, als habe er vergessen, das letzte Wort zu sprechen.

Draußen tastete der Morgen zitternd über den glühenden Acker. Durch das kleine Fenster brach die fahle Morgenhelle, furchtbar gemischt mit dem Brandrot. Mit müden Augen sah er auf das wachsbleiche, erkaltete Antlitz, und in dem Wunsche, noch einmal seinen wachen Dank an die Frau hingeben zu dürfen, neigte er sich über ihre leblosen Hände und drückte die schmalen Lippen darauf.

Jetzt konnte der Bauer Borius Wichart sich endlich dem verbrennenden Acker zuwenden. Die verdoppelte, kaum zu ertragende Qual der letzten Stunde hatte sein Haar vor der Zeit grau werden lassen. Wichart trat vor das Haus. Aus den Wiesen wehte die Schattenkühle der Nacht. Mit schweren Schritten ging er auf den Acker zu, der glostend im frühen Licht der Sonne lag. Die Rache seiner Gegner hatte ihn tief getroffen. Sie wußten nur zu gut, daß es keine Möglichkeit gab, den brennenden Acker zu löschen. — In

den Blättern der Birken atmete der frische Morgenwind, und durch das hohe Himmelsblau segelten weiße Wolken. Auch das andere Getier war wach geworden. Die Finken schlugen. Spitz und hoch klang der Ruf des Hähers. Im nahen Schilf schnarrte das Wasserhuhn. Von den Zweigen tickte mit leisem Klang der Tau. So friedlich und still war dieser Sommermorgen, daß Wicharts Gedanken klar und ruhig wurden. Die Morgenfrische durchströmte sein Blut, und eine neue Kraft nahm Besitz von ihm. Er verhielt den Schritt, wandte sich, und ging ein wenig schneller als vorhin den schmalen, ausgefahrenen Weg zurück. Aus der Ferne der Felder drang schon wieder der Klang des Sensendengelns zu ihm herüber und gemahnte an die Tagesarbeit.

Als er den Hof betrat, verrichtete die Magd ihr Frühwerk. Er bat sie, der toten Frau das letzte Lager richten zu helfen, und beide taten stumm und mit frommen Händen ihren Dienst.

Die Kinder waren aufgestanden und umgaben das stille Bild ihrer toten Mutter. In ihre Herzen zog eine dunkle Wolke von Leid und Furcht. Sie wagten nicht, die kalten Hände zu berühren, und in ihrem Weinen war Ratlosigkeit. Der Vater schickte sie hinaus, Blumen zu suchen, und so zogen sie, beklommen von der schrecklichen Unbegreiflichkeit des Muttertodes auf die Wiesen hinaus und kamen mit ganzen Armen voll blühender Sommerherrlichkeit zurück. Nun war es, als sei der bunte Sommer noch einmal mit seiner verschwendenden Pracht in die karge Totenkammer eingezogen. Wildrosen und Mohn, Thymian und Ginster, Sternblumen und Tausendgüldenkraut und viele

5*

andere farbige Blütenblätter verhüllten die Schmerzensstatt, und ihre leuchtenden Kelche brachten eine bunte, wilde Sonnenfülle in den Raum.

Als nach zwei Tagen die Bauern von ihrer Feldarbeit heimkehrten, bereiteten sie sich, die Frau des Borius Wichart auf ihrem letzten Gang zu begleiten. Am Himmel zogen sich dunkle Wolkenballen zusammen, und die Bauern legten bedächtig den Kopf in den Nacken und prüften den Zug des Windes. Ein Nachtgewitter konnte noch viel Schaden anrichten.

Der stille Zug verließ das Haus, als der Bote des Hardehausener Abtes wiederum vor Wichart hintrat und ihm mitteilte, daß die Frau eines Ketzers nicht auf dem Totenacker des Stiftes begraben werden dürfe.

Die Bauern standen empört, verwirrt, ratlos. In Wichart stürmte die ungeheure Stärke einer Gewißheit, dann ging der schmerzende Schlag des Herzens leiser, gebändigter. Er begrub alle Not der Stunde in der tiefen Liebe zu der toten Frau.

Wichart schritt stumm dem kleinen Zug voraus bis an den verbrannten Acker, der schwarz und erloschen unter dem letzten Licht des Abendhimmels lag, grub darin eine tiefe, schmale Grube und barg den Leib der toten Frau in die Wärme der geschändeten, wunden Heimaterde.

Die Bauern waren schon wieder ihren Höfen zugegangen, als Wichart immer noch schweigend am Rand des Grabes stand. Behutsam und fast andächtig deckte er die Schollen darüber: „Dein Herz macht das

verbrannte Land lebendig —" sagten seine schmalen Lippen.

Als er heimging, bebte der Himmel vom blauzuckenden Nachtgewitter, und die Erde dröhnte. Wicharts Wesen war wie durch tausend Brände geläutert und seine Gedanken wandelten sich zu steigender Klarheit, Härte und Kraft.

„Es geht nicht nur um Frau Agnes und um das Stück eigenen Ackers. Es geht um das ganze Land, das geschändet, verbrannt und gepeinigt wird, — bis die Stunde der Vergeltung kommt. Und die Flammen des Ackers werden alle Tyrannen und Peiniger furchtbar brennen."

In den Bäumen wühlte der Gewitterwind.

Regen schlug das Land.

Blitze zerrissen die Nacht.

Noch vor Anbruch des Winters zog Borius Wichart mit seinen Kindern in das Ackerstädtchen Warburg. Eine alte Frau nahm sich der Kinder an.

Vor Warburg lag das große, adlige Gut St. Petersstift. Weit erstreckten sich die Felder und Wälder, die zu dem Besitztum gehörten. Frau Gertrudis, die Besitzerin und Erbherrin des Gutes, nahm Wichart auf. Er wurde eingesetzt als Hüter und Schirmer der großen Forsten. Wenn er zwischen den hohen Bäumen eine Weile stumm stand, fühlte er sich ihrer Kraft verschwistert, und das freie, männliche Jägerleben machte ihn froh. Er wurde sehr schweigsam, denn der Wald nahm ihn auf und seine Kraft waltete über dem Einsamen.

Saat

Müde und schwer ruhte die Spätsommersonne auf den abgeernteten Feldern. Gleißende Fäden wehten über Schollen und Raine und prächtig gebaute Wolkenburgen türmten sich in das Himmelsblau. Streifig zog blauer Rauch der Herbstfeuer über die Ebene und der Mittagswind lief leise und müde über die Erde hin. Aufrecht, mit großgemessenen Schritten, ging Borius Wichart auf das weißragende Gehöft des St. Petershofes zu, um mit der Herrin die Winterarbeit zu bereden. Hinter dem Rübenacker überholte ihn eine Reiterin. Das Pferd, dicht vor ihm angehalten, stampfte mit den Hufen den trockenen Boden, daß er aufmülmte. Die Reiterin war die Witfrau Gertrudis, der das große Gut St. Petersstift eigen war. Hoch und schlank hob sich ihre Gestalt aus dem Sattel gegen die Wolkenpracht des Herbsthimmels ab. Sie begrüßte auf angemessene Art den Herankommenden. Ihre Rechte hielt die Mantelschließe, und als sie ihr Gesicht ein wenig neigte, war es beschattet, während das Antlitz Wicharts offen, wie die Felder unter der Herbstsonne, vor

ihr lag. Er erwiderte ruhig den Gruß und fragte mit einem kaum merklichen Senken des Kopfes, ob die Herrin Zeit habe, sich mit ihm zu besprechen, denn in einigen Wochen begänne der Holzschlag, und er müsse zuvor wissen, wieviel Fuhren eingebracht werden sollten. Ihre antwortende Stimme war weich und biegsam und klang dunkel durch die stillgoldene Herbstluft. Das Licht lag jetzt voll auf ihren Zügen, deren herber Ernst die ruhigen, grauen Augen des Mannes auf sich lenkte. Sie bat ihn, aufs Gut zu gehen, sie wolle inzwischen voranreiten und auf ihn warten. Das Pferd, das unruhig gescharrt und gestampft hatte, trabte davon und die Wegwende verschlang sie.

Eine Stunde später wurde Wichart in die Gästestube des Hauses geführt. Im offenen Kamin brannte das Feuer. Die Herbstabende waren schon kühl. Sie standen, noch einmal Worte der Begrüßung tauschend, im Lichterspiel des Kaminfeuers, das gegen den vergehenden Tag andrängte. Im verschwimmenden Licht sah Wichart, daß die wachsende Zeit und die Einsamkeit dieses Frauenangesicht zu einer ernsten, reinen Reife gewandelt hatten, und die fast strenge Würde ihres Wesens wurde auf eine wundersame Art durch den weichen Klang ihrer Stimme gemildert.

„Es wird Euch überlassen sein, Wichart, wo in diesem Jahr das Holz geschlagen wird."

Er fragte, wann die Holzfäller geschickt würden.

„Nach dem ersten Schnee."

Eine wartende Stille kam. Die Buchenscheite im Kamin knackten. Frau Gertrudis hatte sich halb dem Fenster zugewandt und sah, wie draußen der Tag verging.

„Abschied von Wärme und Sommerglanz", dachte sie, „an dem auch mein Leben teil hat!"

Wichart sagte plötzlich leise und mit fast froher Stimme, als ginge er ihren Gedanken bis zum Ende nach: „Auch die kühle Herbstsonne ist schön."

Sie wollte emporblicken, aber ihre Augen hefteten sich an die Hände des Mannes, die braun und ruhig im letzten Tagesschimmer auf der Fensterbrüstung lagen.

„Wenn die Sonne funkelt", sagte Wichart weiter, als spräche er nicht zu ihr, sondern vor sich hin, wie einsame Menschen es gewohnt sind, „. . . und die Felder ohne Frucht stehen, wird man wohl eine Weile still."

„Was wißt Ihr von der Sehnsucht", fragte Frau Gertrudis, doch gleich darauf reute es sie, daß sie den Gedanken laut werden ließ. Wichart ging einen Schritt auf das Feuer zu und sann in den roten Schein hinab.

„Wenn das Herz eingemauert ist, Jahr um Jahr, wird die Sehnsucht auf die Stunde seiner Befreiung immer größer."

Er trat zurück, daß das rote Licht sich von ihm wandte.

„Warten ist oft so schwer und sinnlos", sagte sie nachdenklich.

„Frau Gertrudis weiß doch, daß der Stunde der Ernte hundert des Wartens vorausgehen, und jedes Korn, das vor seiner Zeit aus dem Halm springt, umkommt. Ich hätte diese langen Jahre der Einsamkeit nicht ertragen, wenn die Felder nicht um mich gewesen wären."

„So glaubt Ihr, daß Eure Lebensernte noch kommt?"

„Ich werde noch einmal ausziehen müssen, denn im Land ist ein großer Kampf."

Sie fühlte, wie eine unerklärlich frostige Welle über ihre Glieder ging. Es war der Augenblick, da die jähe Ahnung einer Trennung das still gewachsene Warten und Hinneigen ins Bewußtsein drängt. Sie fühlte sich von unerforschbaren Kräften geführt, und das Gesicht des Mannes schien dem Spiegel ihrer Seele vertraut, als sei es schon seit Unendlichkeit tiefster und unverlierbarer Besitz. Sie begann zu ahnen, daß für die stärksten Lebenskräfte und die Macht des Blutes keine Deutung gefunden werden kann. Das geheimnisvolle Walten der Gefühle geht seinen Gang jenseits von Denken und Wollen.

Frau Gertrudis suchte nach einem Worte, das ihre Hilflosigkeit verbergen sollte, aber Wichart sprach schon weiter: „Es wird ein gewaltiger Kampf durchs Land gehen. Da wird jeder Mann gebraucht. Es geht um die Entscheidung."

„So werdet Ihr wieder fortziehen aus unsern Wäldern?"

Sie mühte sich, ihren Worten festen und kühlen Klang zu geben, aber der Mann hörte das Beben darin. Nun war auch er verwirrt und seine Stimme klang verwandelt und von einer dunklen Unruhe erfüllt: „Ich weiß nicht, wann der Kampf mich ruft, aber — ich werde dabei sein."

Vor dem Fenster rauschten die hohen Pappeln. Aus den offenen Scheuern drang der Geruch des reifen Kornes. Hinter den Feldern rief ein Nachtvogel. Sie schwiegen einander zu und der Frau war, als stehe sie am Rande eines Weges und der Mann ginge vorbei,

ohne sie zu sehen, und eine wilde Sehnsucht, mitgehen zu dürfen, wühlte in ihr.

„Diesen Winter über werdet Ihr doch noch bleiben?"

Er blickte sie groß an.

„Ja."

Da wurde die Stille noch tiefer.

Hinter dem Schweigen sind große Räume, darin das Schicksal sein unsichtbares Zeitenpendel schwingt. Der Mann suchte ihre Augen. Ganz nahe waren sie ihm, und tief auf ihrem Grund, innerhalb der blauen Kreise, war ein kleines Licht, das hin und her wehte wie eine Kerzenflamme im nächtlichen Windzug. Dann reichte er der Frau wortlos die Hand und schaute an ihrem Gesicht, das sich plötzlich auf eine rätselhafte Art verschloß, vorbei. An der Tür drehte er sich noch einmal um und entbot den Nachtgruß. Die Frau horchte dem verhallenden Klang der Schritte nach. Sie verhielt den Atem, aber ihr Herzschlag ging dumpf und laut und ihr war, als fülle er den Raum.

Durch die Wipfel der Parkbäume brannte rot und lautlos der Mond. Gräser und Halme standen im schimmernden Tau, wie von Silber besponnen. Die Sommernacht schlief.

Frau Gertrudis spürte in ihrem Blut das leise Drängen einer unbekannten Qual und ein schmerzliches Lächeln von Sehnsucht und Not blühte auf dem schmalen Bogen ihrer Lippen. Sie flocht die Finger unruhig ineinander und spürte brennendes Heimweh nach der stillen Herzenskraft des Mannes.

Borius Wichart mußte noch eine Stunde gehen, ehe er sein einsames Waldhaus erreichte. Neben dem schmalen, ausgetrockneten Feldweg breiteten sich die

abgeernteten Felder, in deren Stoppeln der Nachtwind knisterte. Der Himmel hing wie eine uferlose Schale über dem Heimkehrenden. Dann baute sich groß und dunkel der Wald vor seinen Blicken auf. Ruhig und mächtig war die stille Welt, er mußte stumm stehen und vernahm ihren verborgenen Herzschlag.

Die Zeit wartete.

Vom Waldrand fiel eine verschlafene Vogelstimme in den dunklen Wind.

Der Mann hatte sich nicht mehr nach dem weißen, schweigenden Haus umgewandt, aber durch die durchsichtigen Wände der Nacht fühlte er die Gedanken der Frau mitgehen. Da lösten sich seine harten, schmalen Lippen, zögernd und stockend erst, tastend und ein wenig drängender, fand sich ein altes, halbvergessenes Lied:

„Kumme, kumm, Geselle min . . .“

Jahre waren über das Lied hinweggegangen und hatten vergraben, was in dieser einsamen Nacht unter dem matten Schein der beglänzten Felder und der schweigenden Schwärze des Waldes auf unergründliche Weise neu erstand:

„Kumme, kumm, Geselle min,
Ich entbiete Harte din — —.“

„Das sind doch die Bauern Koithe und Disse!" dachte Borius Wichart, und sah angestrengt den schmalen, lehmigen Pfad entlang, auf dem zwei Männer in grauen Umhängen auf schweren Ackerpferden auf sein Haus zuritten. Er fühlte die alte Freundschaft, die ihn mit den Paderborner Bauern verband, neu erstehen. Schon von weitem rief er einen lachenden Willkommgruß hinüber. Die Reiter sprangen ab, schüttelten die Hände Wicharts und waren voller Freude. Nachdem Wichart die Pferde versorgt hatte, trat er mit den Gästen in die Kammer.

„Daß ihr den Weg zu mir gefunden habt!"

Walter Koithe schmunzelte und setzte umständlich die Tonpfeife in Brand.

„Ihr seid nicht vergessen in Paderborn, Wichart!"

„Es ist wohl nicht schwer, einen Mann, der mit Schimpf und Schande aus der Stadt getrieben ist, zu vergessen", sagte Wichart bitter.

Henrich Disse rückte ungeduldig auf der Holzbank: „Es sind nur die Ratsherren, Pfaffen und Patrizier,

die Euch hassen. Aber Bauern und Bürger sind Euch Freund wie vordem!"

Borius Wichart holte Krüge aus der Nebenkammer und goß das bernsteingelb schimmernde Paderborner Bier ein.

Nach einem tiefen Schluck sagte der Dissenbauer: „Warum sitzt Ihr hier in der verdammten Einsamkeit, wo in Paderborn um das Schicksal von Stadt und Land gestritten wird?"

Borius Wichart schwieg, aber es zog und zerrte in ihm. Wie ein ferner Ruf wehte es aus den Mauern der Heimatstadt herüber, machtvoll und lockend.

Ihr solltet nur unser großes Paderborn wiedersehen, Wichart! Haß und Zwietracht reißen die Evangel'schen auseinander, und dabei bauen die Jesuiten und Pfaffen ihre Häuser immer größer und nehmen Teil um Teil Besitz von der Stadt. Unter den Menschen ist Hunger und Not. Nur noch Hunger und Not! Wenn die Schwarzen noch ein paar Jahre so weiterwirken, haben sie die Stadt in ihrem Besitz, und das ganze Land ist ihnen untertan."

Koithe fuhr zornig auf: „Sie prahlen schon jetzt ganz offen von der neuen Blüte der kathol'schen Kirche."

Borius Wichart dachte: „Mich verlangt, was die beiden von mir wollen!"

Und da hörte er es auch schon: „Wenn sich nicht einer wieder an die Spitze der Stadt stellt, der auf Tod und Leben für die Sache des freien Glaubens und der Gerechtigkeit eintritt, wird unsere Freiheit von den schwarzen Wölfen gefressen!"

Der Bauer redete sich immer tiefer in eine zorn-

volle Empörung: „Jeder läuft, wohin er will! Es muß wieder der große Zusammenhalt kommen, wie zu alten Zeiten. Dann streckt der Bischof umsonst seine Raubhände nach dem stolzen Paderborn aus. Aber jetzt? Bauern und Bürger stehen ohne Hoffnung. Haben müde Hände. Die paar Leute, die sich wehren, zählen nicht. Und die andern sind blind — blind!"

In den Augen Wicharts stand ein kaltes, hartes Licht.

„Noch sind alle Länder um Paderborn evangelisch!" knurrte Koithe verbissen. „— — Wenn Paderborn unter die Herrschaft der Schwarzen gerät, ist die gerechte Sache im Land verloren und verwirkt!"

Wichart fragte hell und scharf: „Was kann euch schon angetan werden, wenn ihr hart und unbeugsam zur Freiheit des Glaubens steht, wie bisher?"

„Wir haben uns doch gewehrt, aber nun werden sie müde! Die schwarze Kraft ist verdammt stark! Noch vor ein paar Jahren haben wir offen gelärmt und die Jesuiten bedroht. Wir haben die Mauerleute vom Bau des Jesuitenhauses verjagt. Man drohte mit Geschützen und Feuerstrafen, aber wir empörten uns! Derweil saßen die Ratsherren dick und fett in Schlemmen und Demmen. Und das Volk ohne starke Führung wurde müde. Der Aufstand fiel um. Sie sind müde!"

Da fragte Wichart unvermittelt, daß die Bauern fast zusammenzuckten: „Was soll ich dazu tun?"

Walter Koithe rückte auf der Bank zurecht.

„Wir wissen ja, daß Euch die Stadt übel mitgespielt hat."

Die Bitterkeit des Vergangenen sprang Wichart an. Koithe schien das zu spüren, er wurde verlegen, suchte nach Worten.

„Es ist anders geworden in Paderborn, Wichart!" sagte er bedrückt. — „Wir brauchen einen Mann, der uns hilft und rät. Wir wissen, daß nur Ihr es könnt. Die Not geht uns wie Wasser bis zum Hals. Helft, daß wir nicht untergehn!"

Und nun war das Wort wie ein Ruf aus Angst und Ratlosigkeit: „Kommt!"

„Seid ihr beiden es allein, die so sprechen, oder sind es noch andere, die so rufen?"

„Ha, nein. Hört die Ückernbauern reden! Wenn einer noch Hilfe bringen kann, dann ist es der Wichart, so heißt es!"

„Sollte ich kommen, wie werden die anderen hetzen!"

Aber Wichart fühlte, wie sich hinter der Abwehr seiner Worte die Bereitschaft zur Rückkehr verbarg. Das mochten die Bauern fühlen. Disse streckte Wichart seine Hand hinüber: „Wenn Ihr kommt, Wichart, wird die alte Freiheit aufleben und die schwarze Knechtschaft wird gebrochen!"

Wichart hatte sich abgewandt und ging mit großen, langen Schritten in der kleinen Stube hin und wider. An der Wand ging groß und schwarz der Schatten seiner Gestalt mit. Walter Koithe war verwirrt. Er hatte sich den Ritt zu Borius Wichart leichter gedacht.

„Was hält Euch denn hier, Wichart?"

Der blieb knapp vor dem Bauern stehen: „Ich muß einen großen Frieden aufgeben, Bauer! Davon wißt Ihr nichts, weil Ihr auf Euerm stillen Hof hinterm

Stadtwall hockt." Das war der schwankende Augenblick, da der heiße Wunsch den Menschen ankommt, in der Ruhe zu bleiben und fest am Rande des friedlosen Kampfes zu stehen, um nicht in dessen Strudel gerissen zu werden.

Aber dann hatte Herz und Wille und Glaube entschieden: „Freunde", lachte er leise und befreit, „alte Paderborner Freunde! Ich lasse euch nicht allein. Die Stadt soll stark und frei bleiben. Die Stadt ist das Herz der Heimat, und das soll stark und machtvoll schlagen."

„Nun haben wir nicht umsonst gehofft!" freuten die Bauern sich. Disse nahm einen tiefen Schluck, lachte befriedigt: „Gut so, — gut!"

„Gemach —", dämpfte Wichart dessen Freude. „Diesen Winter komme ich hier noch nicht los. Wo sollen meine Jungens hin? Wo soll ich in Paderborn Wohnung nehmen?"

„Wir haben für alles gesorgt", strahlte der Bauer. „Euere alten Widersacher sind nicht mehr in Paderborn. Der Bürgermeister Schaiftodt schon lange unter der Erde. Der Weg ist frei und ungehindert. Wir ückern helfen, daß Euch in unserer Bauernschaft ein Haus eigen wird."

Borius Wichart stand still, und die versunkene Freundschaft ging warm und gut über ihm auf, wie die Sonne über der winterharten Erde. In seinem hageren, rotgebrannten, eckigen Gesicht schienen die hellen Augen zu leuchten.

„Sagt in aller Stille, daß ich kommen werde, wenn es an der Zeit ist!" Da es gesprochen war, fühlte er den Frieden der Wälder schon versinken und die Ruhe

der Äcker aufstöhnen in wilden Feuern. Aber die Gegenwart wurde bedeutungslos vor den treibenden Kräften der Gegner. Er sah den Acker brennen und reichte unvermittelt den Paderborner Bauern über den Tisch die Hand und hielt sie hart und lange fest.

Sturm und Regen peitschten wild die Bauern, als sie am nächsten Morgen, tief über den Pferdeleib gebeugt, der Stadt Paderborn zuritten. Borius Wichart sah ihnen nach, bis der Regen das Bild der Reitenden verwischte. Dann war alles wie vordem. Der Wald, der Regen, die nasse, weite Erde und darüberhin der ewige Wind.

Aber etwas war geblieben.

Das glühte wie eine hohe, helle, heiße Flamme!

Als Frau Gertrudis am Spätnachmittag des Herbsttages durch die breite Toreinfahrt ihren stattlichen Hof verließ, hätte sie wohl nicht sagen können, was sie trieb, in dieser Stunde über die Felder zu gehen. Am Himmel hingen tief und grau die Regenwolken, und wo sie dünn und durchscheinend waren, stand blaßblau in frostiger Kühle die Himmelswand. Seit dem Morgen ging Regen nieder, der lehmige Weg war schlammig und naß. Ein starker Westwind trieb die Wolken und riß sie auseinander. Die Frau hatte den schweren Friesmantel eng um den Leib gezogen, das Haar war frei, der Wind zerrte daran; mit zur Gewohnheit gewordener Gebärde strich sie es immer wieder zurück. Schon eine Weile ging sie ziellos den nassen Weg durch die Kämpe, einen leisen Unwillen über diesen sinnlosen Gang bezwingend. Es begann von neuem leicht und sprühend zu regnen, und über sie hin stob der Wind mit stärkerer Stimme als vordem. Hinter der Wegbiegung, die von einer Grasböschung verdeckt war, sah sie die hohe, aufrechte Gestalt eines

Mannes mit langsamen und sicheren Schritten auf sie zukommen. Sie wunderte sich nicht. Es war, als müsse es so sein. Nur ihre Schritte zögerten ein wenig, und der Mann ging, von einer unbekannten Gewalt bestimmt, schneller. Sie sah die Krampstiefel bei jedem Schritt einsinken, an seiner kurzen Pelzjacke riß der Wind. Als sie nur noch einige Schritte trennten, sagte sie fragend: „Borius Wichart, Ihr?"

Er erwiderte, daß er auf das St. Petersstift gehen wollte, um mit der Herrin zu sprechen. Sie sah das braune Gesicht, das naß vom Regen glänzte und in dem das graue Licht der Augen ruhig und stetig brannte. Der schmale Mund löste seine abweisende Verschlossenheit, ein Lächeln glitt darüber. Sie streckte ihm zum Gruß die Hand hin; als er sie ergriff, fühlte er ihre Kühle. Die Frau ließ die Arme reglos herabhängen, ihr Kopf hatte sich geneigt, daß er nur das helle, straffe Haar sehen konnte, das der Wind verwirrte. „Ich muß nun ein Wort finden, ein lösendes Wort", dachte Wichart, und dann sagte er dunkel auf ihr regenfeuchtes Haar hinunter: „Der Regen, Frau Gertrudis." Und nach einer wartenden Weile: „Es ist nicht gut für Euch im Regen zu stehen!" Sie hob den Kopf und sagte hell und zuversichtlich: „Ihr habt recht, Wichart, der graue Herbsttag ist nicht gut!"

Sie ging an ihm vorbei, und als ihr Mantel seinen Arm streifte, sagte sie mit kaum bewegten Lippen: „Kommt mit, wir wollen über die Felder gehen."

Aufgescheucht ruderten die Krähen mit schweren, schwarzen Schwingen tief über die Äcker, ließen sich mit heiserem Geschrei auf die nassen Lehmschollen

nieder. Wichart und Frau Gertrudis gingen schweigend nebeneinander her.

„Bald nimmt das Land die Wintersaat auf", sagte sie in sein Denken hinein.

Der Mann schwieg.

Unter ihren Tritten schlug das Wasser hoch. Der Wind wurde stiller, der Regen fiel stärker.

„Die Arbeit auf dem Acker ist die beste", sagte er und blickte an der Frau vorbei, wo auf dem Feld die Tropfen zu sprühendem Nebel zersprangen.

„Ich möchte in Euerem Waldhaus Schutz suchen", sagte sie unvermittelt und fühlte, daß der Mund das Wort schneller gesagt hatte, als der Wille es wollte. Sie gingen rascher. Als die Frau die Hände in die Ärmel des Mantels schob und sich ihre Finger fühlten, fror sie. Aus der Ferne kam ein Rauschen; als sie hinhörte, schien es sehr nahe zu sein.

„Wir sind bald da", sagte Wichart. Sie sah sein Gesicht, in dem eine große Einsamkeit stand. Das machte sie stärker frieren. Nun war das Rauschen ganz nahe. Es war der Wald, auf dessen Wipfel der endlose Regen niederging. Unter dem Regenrauschen sah sie das kleine Haus, das sich wie abwehrend duckte. Wichart stieß den Riegel auf, die Frau trat ein. Drinnen war es schon dämmerig. Kalter Holzrauch und die Herbstkühle hingen zwischen den Wänden. Mit schnellen Griffen hatte der Mann Feuer auf der Herdstelle entfacht, und sie sah, aufrecht und fröstelnd neben der Tür stehend, wie unter seinen Händen die Funken aufsprangen und in das Holz fuhren, daß nach einer Weile prasselnde Flammen aufschlugen. Wichart nahm der Frau den nassen, schweren Mantel von der Schul-

ter und rückte die Holzbank an die Glut. Er brachte dem Gast Brot und Milch, aber Frau Gertrudis dankte. Über ihre gefaltenen Hände glitten die huschenden Lichter des Feuers und ihr tiefgeneigtes Gesicht war dunkel überschattet. Und schweigende Gedanken, die aufstehen und weggehen und zurückkommen, waren zwischen den beiden Menschen. In tiefer Verlorenheit lag das einsame Haus unter der rauschenden Wand des Waldes.

Ihre Blicke gingen durch die karge Kammer: „Hier also lebt Ihr!"

„Ja."

„Es war immer sehr einsam um Euch."

„Ja."

Und wieder stand die schwere Stille zwischen ihnen. Seine Blicke glitten an ihrem schmalen Antlitz empor und das Licht ihrer hellen Augen nahm ihn tief auf. Er fragte: „Warum wolltet Ihr hierherkommen, Frau Gertrudis?"

Da glitt eine scheue Röte über ihr Gesicht, sie hob die leeren Hände ein wenig und sagte beklommen: „Ich hörte, daß Boten aus Paderborn bei Euch waren. Es verlangt mich zu wissen, was sie wollten."

Seine Stimme war ganz kalt und klar, als er ihr Antwort gab: „Es wird nicht mehr viel Zeit vergehen, und ich ziehe wieder in die große Stadt!"

Sie erblaßte. Der Mann sah ihr hüllenloses Erschrecken. Er beugte sich vor: „Es wird in diesem Kampf um mehr gespielt als um unser Leben. Der Einsatz des einzelnen ist gering."

Sie mühte sich, eine Angst, die sie plötzlich anfiel, zu verbergen, und schob die Hand vor ihre Augen.

„Wir müssen doch um das kämpfen, was wir als Leben von Gott erhielten, um unser Land, um seinen Bestand, um seine Freiheit!“ Starr und reglos saß sie, nur die Hand, die die Augen schirmte, zitterte.

„Mein Leben wird wieder voll Kampf und Gefahr!“ sprach er, und es war, als sagte er es gar nicht zu der Frau, die da unter einer Last unausgesprochener Bangnis vor dem glutenden, springenden Feuer saß. Sie ließ die Hand fallen und drückte sie gegen ihre Brust. Hart und schnell ging der Schlag ihres Blutes, und die dumpfe Angst wuchs und wuchs. Er sah, wie ihre Augen naß wurden, und es war kein Herbstregen, der sie feuchtete.

Sie dachte: „Was wissen wir von den wirkenden Kräften, die des Menschen Einsamkeit überbrücken. Wenn die Stunde da ist, ist sie voll Glück und Erschrecken, und das Geheimnis ist dunkel und hell zugleich. Sehr hell, und grausam dunkel.“

„So werdet Ihr diese Wälder verlassen?“ fragten ihre blassen Lippen. Wichart erhob sich, ging durch den Raum, sah vor sich nieder auf den Boden, auf dem der Schein des Feuers lag. Von drüben sprach die dunkle Stimme des Mannes: „Es hat der Kampf noch nie nach den Wünschen des einzelnen gefragt!“

„Und mein Herz?“ dachte sie. Aber sie sprach es nicht aus. Schon zuviel hatte sie in dieser langen, bangen Stunde dem Manne von ihrer Sehnsucht offenbart. Und so sank wieder ein schmerzendes Schweigen zwischen sie.

„Dunkel müßte es sein“, dachte sie in einem heißen Wunsch, ganz dunkel, und man müßte schreien dürfen.“

Da fühlte sie plötzlich die Gestalt des Mannes nahe und gegenwärtig vor sich. Sie spürte seine breiten, ruhigen Hände sich schirmend um ihren Kopf legen und als er ihr Gesicht zu sich emporhob, war es leuchtend vor Liebe.

Nach einer segenschweren Stille sagte er dankbar und froh: „Daß mir diese Stunde noch kam!" Und ihre Stimme pochte hell und schnell wie ihr Herzschlag: „Ja — du!"

Sie sprachen nichts mehr. Ihr Antlitz strahlte unter seinen Händen, und das harte Männergesicht war wie entsiegelt.

Draußen ging immer noch schwer und stetig der Regen nieder, fiel mit gleichmäßigem Rauschen auf das Dach und mischte sich in das Brausen des Waldes. Unter dem dunklen Draußen blühte das stille Licht ihrer Liebe, und das Licht war nicht aus der Welt zu löschen. Als sich seine Blicke langsam von ihrem Gesicht lösten, sammelte sie alle Kraft und Entscheidung in einem Wort: „Nun wirst du ständig hier bleiben!"

Er schwieg.

Vor den Augen seiner Seele brannte der Acker.

Als müsse sie das eben Gesagte rechtfertigen, hielt Frau Gertrudis seine Hände fest. Sie wartete immer noch auf ein Wort von ihm, aber nur der Atem war wie eine schwankende Brücke. Da fühlte sie sich von seinen Armen umfangen. Die herzstockende Angst wich, und sie barg sich tief im heimatlichen Frieden seines Lebens. So sehr spürte sie seine Nähe, daß auch das letzte Wort der Frage, des Zweifels und der Angst schwand.

Sie erhorchte ein tiefes, verborgenes Stöhnen, und nach einer lauschenden Weile versuchte sie noch einmal mit geringer, ratloser Stimme zu fragen: „Wirst du nun immer . . .?"

Aber das Wort ging nicht weiter. Es stand hilflos und unausgesagt im dunkelnden Raum. Das Feuer im offenen Herd war zusammengesunken und glomm nur noch schwach aus der Finsternis. Immer noch ging der Regen dunkel und gleichmäßig pochend auf das schirmende Dach nieder, unter dem die beiden Menschen zwischen Traum und Wachen ruhten. Sie horchten in die machtvolle Mitternacht hinaus.

„Noch wissen wir nicht, was über uns beschlossen ist. Es ruft mich. Ich muß folgen", sagte er, und sie lauschte dem Nachklang der Worte, die im Dunkel zerrannen. „Nun wird unser Leben gemeinsam!" sagte sie. Da fühlte sie seine guten Hände auf ihrem Herzen und fügte ihre schmalen, immer noch kalten Hände dazu.

Die Zeit spannte den Bogen ihres Gleichmaßes über die Menschen und mit ihm wuchs die unverbrüchliche Erkenntnis, daß sie den Weg mit dem Manne nun gemeinsam gehen müsse. Ein Jubel und eine große Kraft ließen sie sagen: „Wohin du auch gehst, ich bin bei dir!"

Das war wie ein sonnenbeglänztes Feld. Wichart sagte: „Dann ist alles gut!"

Und seine schmerzende Sehnsucht sprach: Hier ist der Friede. Halte ihn. — Und der Wille befahl dawider: Es ruft dich! — Du folgst!

Während draußen das Regenrauschen ein wenig nachließ und eine dürre Helligkeit durch das kleine

Fenster sickerte, drängte sich ihrem Bewußtsein ein altes Wort auf, das geschrieben stand: „Es wird ein Schwert deine Seele durchdringen!"

Das wuchs und tastete nach ihrem Herzen, bis eine kalte, stumme Angst ihr fast den Atem nahm.

Aber sie schwieg.

Der Mann strich über das schimmernde Haar und sagte: „Was auch kommt in der großen Stadt, du wirst es mit mir durchleben. Wir sind eins. Der Kampf ist unsere Heimat. Der Kampf gibt uns das Recht zum Leben!"

Das Wort war ruhig und gut und nahm alle Bedrängnisse von ihr. Draußen wuchs der Morgen und wurde sieghafter als der Spruch der Mitternacht: Es wird ein Schwert deine Seele durchdringen.

Dann schlug die frühe Sonne ihre blendenden Lichtwellen über die regennasse, funkelnde Erde.

Es war Tag!

Zum Frühjahr zog Borius Wichart als der neue Herr auf das St. Petersstift. Durch das Land ging ein Wundern. Und wieder schickten die Paderborner Walter Koithe nach Warburg.

„Was wird nun, Wichart?" war seine Frage und Ratlosigkeit. Und empört: „Unsere Stadt ist in Not und Sorge und Gefahr. Wir warten auf Euch. Vergeßt Ihr Euer Wort?"

Da lachte Wichart: „Das Wort gilt, Bauer! Ich werde helfen! Ehe es Winter wird, bin ich bei Euch!"

Als Walter Koithe wieder heimgeritten war, wußte Frau Gertrudis, daß der Entschluß, in die Stadt des

Kampfes zu ziehen, gefaßt war. Sie sagte: „Wir müssen gehen."

Es war für sie nicht leicht, sich von dem großen, stolzen Gutshof zu trennen und ins Ungewisse zu ziehen. Aber sie fühlte sich unter einem undeutbaren, aber ehernen Gesetz, dem sie zu folgen hatte.

Es gelang Borius Wichart, das Gut als Erb und Eigen an einen Edelmann zu verkaufen. Mit Frau und Kindern zog er im Spätherbst nach Paderborn.

Nur wenige ahnten, was in jenen Tagen groß und gewalttätig anging, als das Schicksal Borius Wichart in die trotzige Westfalenstadt gehen hieß.

Borius Wichart bewohnte schon seit einigen Monaten einen kleinen Hof hinter Paderborns Mauern unmittelbar an den Paderquellen. Tief verkroch sich das Fachwerkhaus unterm Schattengrün alter, mächtiger Bäume. Nicht weit vom Hause entfernt reckte sich hoch und wachsam der Domturm empor, schützend und drohend zugleich. Wenn die Sonne sich in den Abend neigte, fiel der breite, schwere Schatten des gewaltigen Turmes dunkel über das kleine Gehöft, in dem Frau Gertrudis und die Wichartjungen ihre neue Heimat gefunden hatten.

Durch die lange Stadtsperre, die der Fürstbischof über die Landeshauptstadt verhängt hatte und die allen Handel und Verkehr erstickte, waren die Männer der Stadt zu Müßiggang gezwungen. Immer drängender, beklemmender und bitterer nistete sich die graue Not in die Stuben und Kammern ein.

Wenn die Eltern den Kindern erzählten, wie reich, blühend und stolz einst das Leben der Stadt gewesen

war, hörten sie mit offenen Mündern zu, als sei das ein wundersames Märchen. Und manches Wort, das in jener Zeit gesprochen wurde, begann: „Wit jä noch?"

Vor der Stadtwehr liegt ein dichtes Gebüsch; der Primwinkel geheißen. Die Junisonne brennt stechend vom wolkenlosen Himmel, die Erde ist trocken, heiß und durstig. Taumelig vor Sonnenlust werfen sich Lerchen hoch ins Himmelsblau und jubilieren. Aber die zehn Männer, die da auf dem Erdhügel, der ein wenig aus dem dichten Gebüsch hervorragt, hocken, hören es nicht und schauen dumpf vor sich hin.

„Ich habe dem Wichart gesagt, er soll hierherkommen. In der Stadt glaubt man, wir seien im Heu, jetzt ist es an der Zeit, daß wir uns endlich besprechen", sagt Walter Koithe.

Der junge Stadtsyndikus Wolfgang Günther spottet bitter: „Nichts wird er uns bringen, der Wichart, was soll er schon helfen können?" Günthers Gestalt sticht deutlich von den harten, stillen Bauern ab. Das Gesicht ist schmal und noch jungenhaft, aber in der Stirn steht eine notvolle Falte.

„Wir müssen uns jetzt helfen, irgendwie", sagt er weiter, und seine Stimme empört sich: „Sie verkaufen und verraten unser Land und unser Leben. Wir haben uns gewehrt, aber nun sind alle müde. Ich sehe keinen Ausweg!"

Cort Rhoren, dem eine breite rotleuchtende Narbe übers Gesicht läuft, — er hat einmal einen wüsten Handel mit einem Stadtknecht gehabt —, sagt: „Die

Stadt ist mürbe. Der Bischof hat leichtes Spiel. Er wird bald sein Ziel erreichen."

Die andern sitzen stumm und grübeln in sich hinein. Immer dieselben Gedanken, tausendmal sind sie wie ein schartiges Messer durchs Gehirn gegangen, sie spüren schon nicht mehr, wie sie sich einschneiden. Nur die Ehre begehrt noch hart und wild auf, wenn wieder einmal eine himmelschreiende Ungerechtigkeit die Stadt tiefer in Not und Schande und Verderbnis treibt. Die Willkür des Bischofs war genzenlos. Noch war die Stadt protestantisch. Noch stand der Glaube fest und unverrückbar. Aber der Widerstand zerbröckelte unter den tausendfachen, heimtückischen Angriffen des geistlichen Landesherrn. Tatenlos mußten sie die Fäuste ballen und ihre Wut verschließen.

„Wenn es noch lange so geht", brodelte die Stimme des alten, weißhaarigen Henrich Disse, „dann schlagen wir einfach los!"

„Wohin willst du denn treffen?" spottet Menke Scharmann. „Wen willst du denn treffen? Du wirst ganz allein stehen. In der Stadt hilft dir niemand. Sie lassen sich lieber bis aufs Blut schinden und auspressen, als daß sie die Fäuste regen!"

„Mit den Jesuiten kam die Verderbnis", murmelt der Alte.

„Wenn wir losschlagen . . .", sagt der dicke Bauer Scharmann, und es wird ihm heiß von der Lockung des Gedankens.

„Wie unsinnig", spottet Wolfgang Günther, „sie schießen uns doch die Stadt über dem Schädel zusammen, und nirgends wird uns eine Hilfe."

„Und das Reichsgericht?"

„Der Herr Fürstbischof", lacht Günther erbittert, „wird dicke, rotgesiegelte Briefe mit wunderbar geschnörkelten Worten hinlegen, und zwanzig römische Juristen setzen sich darüber und legen unser Recht zu Unrecht aus. — Gewalt wird unser Untergang!"

„Aber wir haben doch Recht!" beharrte Disse.

„Wir müssen gut katholisch werden, und die Stadt wird wieder herrlich blühen", höhnt Scharmann. Sie hören nicht hin.

Die brütende Sommerstille fällt wieder zwischen sie. Mücken sirren, und in der lichtheißen Luft brummen mittagmüde Hummeln.

Walter Koithe sieht den Borius Wichart zuerst, wie er langsam von der Stadt her die trockenen Äcker entlanggeht. In der Nähe des Primwinkels steht dick und träge das Moorwasser. Wichart verhält den Schritt, wischt sich mit der Hand das schweißnasse Gesicht. Als er unter die Männer tritt, empfängt ihn wartendes Schweigen.

Im Holz knackt es. Ein Kiebitz ruft, von weitem lärmt ein Häher. Da spricht Koithe Wichart an: „Was soll werden, wenn es in der Stadt so weitergeht?"

Borius Wichart sagt wägend: „Aller Macht geht die Stunde der Ohnmacht voraus. Noch gehört uns ein Stück uralten Rechtes. Dahin zielt der Bischof. Das will er uns nehmen. Wenn wir erst rechtlos sind, wird er mit uns spielen wie Kinder mit gefangenen Fliegen! Verdammt jene römischen Knechte, die Fetzen um Fetzen aus dem Leib der Nation schneiden, daß sie verblutet."

Johann Lambertz, mit dem ledergelben, wetter-

harten Gesicht, blinzelt hilflos. Und Johann Iserenkramer, der seinen großen Hof dicht neben dem Anwesen Wicharts hat, holt zur Frage aus: „Warum seid Ihr in die Stadt gekommen, Wichart?"

Da sind auch die andern hellwach und richten sich auf.

„Weil das Recht bestehen soll für alle Zeit!"

‚Redereien', denkt Wolfgang Günther, aber die Stimme Wicharts zwingt ihn, weiterzuhören.

„Weil die Stadt mir von Jugend an wert und teuer ist."

Seine Hand fährt über den Boden hin, und mit Augen, von denen man nicht weiß, ob sie in der heißen Ferne weilen oder tief im eigenen Wesen: „Weil unsere Äcker brennen!"

„Bisher hat der Bischof vergeblich um die Stadt gerungen. Er wird ungeheuere Kräfte anstrengen wider uns. Wo wird dann noch Widerstand sein?" fragt Koithe.

„Vor dem heiligen Vater in Rom ist nur heilig, wer die Ketzer ausrottet und in Blut ersäuft. Sie schlagen Ketten um alle, die des Landes Freiheit wollen! Zahlen mit Gut und Blut des gemeinen Mannes ihre Pracht! Wenn sich der Mann im Land erhebt, stiften sie Zwietracht und Händel, daß er sich selbst zerfleischt! Kaufen immer von neuem den Judas mit ihren verfluchten Silberlingen! Schreien immerzu: Deutschland, Deutschland, und meinen: Rom, Rom, Rom!" Borius holt tief Atem.

„Die Stadt kann nur gehalten werden gegen alle Angriffe", stellt er dann kühl fest, „wenn sie innen geeint ist und nach außen hart und stur steht!"

„Und?" fragt Günther gespannten Sinnes.

„Die Ratsherren lassen sich umschleichen und beraten von den Jesuiten. Sie haben die Stadt verraten und verkauft, sind ganz in der Hand des Fürstbischofs. Wir selbst müssen das Geschick der Stadt bestimmen! Dann wird kein Bischof mehr wagen, gegen uns aufzustehen."

Wichart sagt weiter: „Wenn ein großer Sturm im Land ist, dann hält nur ein Haus, das ganz fest und dicht gefugt ist."

Die Männer verstehen es. Johann Lambert ruft: „Totschlagen muß man die Ratten, die sich dickfressen an der Stadt Gut und alles unterwühlen."

„Was dieser Mann nur will?" denkt Wolfgang Günther verbissen, weil er fühlt, wie sein Herz sich zu dem einfachen, gerade laufenden Weg Borius Wicharts zuneigt. Aber Wicharts Worte greifen schon wieder nach seinem Willen: „Der Patrizier Unwesen muß ausgerottet werden, dann hungert die Stadt nicht mehr aus, dann ist sie stark genug, gegen den Bischof aufzustehen! Vielfachen Zwiespalt hat er unter das Volk gebracht. Und die Ratsherren, das Domkapitel und die Jesuiten tun das ihre. Wir müssen das Volk einen. Wenn sie wissen, daß wir sie aus Not und Tyrannei befreien, stehen sie auch zu uns! Die Ratsherren sind voller Angst, sie werden uns untertan. Wir müssen stark sein! Uns steht das Recht zu, an die Spitze der Stadt zu treten. Das ist uns seit Hunderten von Jahren überkommen. Unsere Gerichtsbarkeit wollen wir wieder haben. Recht sprechen dürfen, ohne vorher den Bischof demütig um seine Erlaubnis zu fragen. Die Ratsherren müssen fallen. Seht euch

ihre Luderwirtschaft an. Wehr und Waffen zerfallen. Und das ist das Schlimmste, was auf ihrem Schuldblatt steht. Denn wenn die Waffen schartig werden, wird die Freiheit bald von schärferen Waffen des Feindes zerschlagen!"

Und Koithe sagt: „Daß wir kämpfen können, wissen wir aus den vergangenen Jahren, da die Holländer einfielen . . ."

Da ist die Stimme Wicharts ganz hell und ganz zwingend: „Jetzt geht es um mehr, Männer! Die ganze deutsche Nation wird von der Stadt Paderborn sprechen, wenn sie sich gegen die schwarzen Würger aufrecht und frei hält!"

„Warum höre ich nur auf diese Worte", denkt Günther, „was zwingt dieser Mann mich an sich? Ich weiß, daß nach Aufstand Blut kommt." Das spricht er aus. Wichart hört es still an und sagt: „Wenn der Bischof alle Gewalt anwendet, wird es auch bei uns Opfer geben. Aber tausend und aber tausend Bauern im Land sind für die Freiheit gefallen."

Günther sieht auf das lauschend vorgestreckte Gesicht des alten Johann Rust, nur um Wichart nicht ansehen zu müssen. Er fühlt seinen Widerstand langsam vor der schweren Wahrheit der Worte Wicharts zerbröckeln. Noch einmal versucht er zu widersprechen, aber ohne Kraft und Selbstvertrauen: „Ihr redet immer von der Nation, Wichart. Die Nation ist zerstückelt und ein Spielzeug in der Hand von Fürsten, Pfaffen und fetten Krämern."

Da steht Borius Wichart auf, geht zu dem Jüngeren hinüber und legt seine Hände auf dessen Schulter: „Ihr solltet immer so sprechen wie Ihr denkt,

Günther, das Schlimmste ist die Lüge vor sich selbst." Seine Stimme ist warm, dringt tief in des Anderen Wesen: „Mann! Freund! Ihr wißt, daß die Nation so werden muß, wie wir sie haben wollen, nicht wie sie ist." Er wendet sich, trinkt das Bild des reifenden, sonnenüberstrahlten Landes und sagt leise wie zu sich: „Was sehen wir denn vom Reich? Paderborn, ein Stück Westfalenland, in den Ebenen Münster, Soest, Dortmund, aber es geht noch weiter, viel weiter, kaum vermag unser Denken es zu umfassen, so groß ist es und so herrlich."

Er spricht weiter: „Es ist eine brennende Schande, daß sie das Land verschachern, verkaufen und darum würfeln. Das Reich ist in tödlicher Gefahr. Die Habsburger mit dem spanischen Blut in den Adern machen es zum Spielball aller Mächte. Und die Mächte werden es hohnlachend zerreißen, wenn ihre Stunde kommt. Offen liegen die Grenzen. Aufpeitschen die Pfaffen das Volk . . katholisch wider evangelisch, — daß es schwach wird. Alles, was von Bestand ist im Reich und es seit alters her bindet, beginnt zu schwanken. Wie eine riesige schwarze Spinne mit tausend und aber tausend Füßen hockt Rom über dem Reich und saugt es kraftlos. Deutschlands Herz hat müden Schlag. Aber wenn ein Stück darin, eine Stadt den Anfang macht und sich auflehnt und stark wird, werden die andern Städte folgen, und es wird der Tag kommen, da die ganze Nation wieder deutsch ist und alles Dunkle ausgetrieben ist wie ein Traum." Und nach einer Stille, die brennend zwischen den Männern steht: „Bei Einem fängt es immer an!"

Borius Wichart fühlt die Zuneigung der Männer,

sieht einen nach dem andern an. Bei Wolfgang Günther verhält sein Blick. Der junge Mensch hat allen Widerstand aufgegeben. Sein Gesicht liegt offen im Licht der Sonne. Die andern sitzen noch unter den Schatten der Nachdenklichkeit. Aber sie fühlen die große, ruhige Überlegenheit Wicharts, die wie ein Panzer in Stunden drohender Gefahr Schirm und Schutz der Stadt werden kann.

Da fragt Walter Koithe, und sie alle richten sich auf. „Was soll geschehen?"

Und Wichart gibt mit kaum bewegten, harten Lippen Antwort: „Wir müssen alle aufrechten Männer des freien, unrömischen Glaubens zusammenholen und wollen zusammenstehen. Es muß zuerst das Lotterregiment des Rates gebrochen werden. Wir müssen die freie Gerichtsbarkeit erlangen. Wir wollen eifrig darüber wachen, daß nicht der geringste bischöfliche Übergriff auf unseren freien Glauben erfolgt. Wir wollen eine wehrhafte und starke Stadt werden. Mit dem protestantischen Hessen werden wir ein Bündnis schließen zu gegenseitigem Schutz, sobald wir das Stadtregiment erlangt haben. Wir wollen stark werden, Männer, das scheint wenig, aber es ist viel. Das ist alles. Wir müssen scharfe Waffen haben!"

Unter dem Zwang seiner Worte sind sie aufgestanden. Es ist, als ging eine große, gewaltige Kunde über sie hin. Das treibt das Blut schneller durch die Adern. Und Walter Koithe ruft: „Wir wollen einander zuschwören! Noch soll es ein heimlicher Bund sein. Einmal wird er offenbar und die Stadt führen. Wir wollen uns zuschwören und ein heimliches Zeichen auf-

richten: Aufstand gegen Ratsherren und Prasser, Fürstbischof und Jesuiten, gegen Unfreiheit und alle schwarze Not!"

In seine unbeirrbaren Worte hinein fährt die helle, blanke Stimme Günthers: „Und Wichart soll uns führen!"

Die Männer freuen sich, als wäre schon ein großes Ziel erreicht. Während sie noch reden und sich besprechen, sagt Borius Wichart, und es trifft sie wie ein zuckender Strahl: „Dann könnte es sein, daß ich mich einmal für Blut und Leben vieler Männer zu verantworten habe." Da erkennen sie die unheimliche Gefahr des heimlichen Aufstandes, aber der Wille zur Freiheit ist stärker als alle Einwände. Es erwacht ein starrer, wilder Trotz: „Wenn zehn fallen, erzwingen hundert andere das Ziel, Wichart, du sollst uns führen! Du sollst unser aller Willen in eins tragen."

Der Mittag liegt schwer und glänzend ringsum, die Vögel jubilieren. Weiße, wandernde Wolken zergehen im tiefen Himmelsblau. Ganz ruhig aus grenzenloser Einsamkeit des Wissenden heraus sagt Wichart: „Es wird Blut und Schuld und Tod sein. Aber das alles sind nur Wegsteine. Dahinter steht die Freiheit. Wir wollen den Bund bilden. Der Knechtschaft Regiment brechen! Der Stadt Freiheit und Glauben schützen und die Widersacher schlagen! Daß diese Stadt Vorbild für viele wird. Denn hinter dem Einzelnen steht immer das Ganze."

Sie geben sich die Hände. Henrich Disse sagt mit seiner schwankenden Altmännerstimme, aber ganz fest und unverbrüchlich: „So geloben wir Wichart zu fol-

gen, weil er des Landes Bestes will, und schwören, meineidige Verräter zu heißen, wenn wir von Recht und Treu abfallen. Gut und Blut wollen wir setzen für Freiheit und Recht und die echte evangelische Brüderschaft."

Da beginnt der greise Orgelmacher Rust ein altes Trutzlied zu singen, das er aus dem Süddeutschen mitgebracht hat, wo die Bauern um Freiheit und Recht Jahr um Jahr gekämpft haben:

„Frisch auf in Gottes Namen,
du werte deutsch Nation!
Fürwahr, ihr sollt euch schamen,
daß ihr euer Lob laßt untergahn,
das ihr so lang behaltet
in Ehr und Ritterschaft!
Also geschah den Alten,
der lieb Gott muß es walten,
der euch verleiht sein Siegeskraft!"

Die verschlossenen Herzen der Männer sind aufgerissen, alle Leidenschaft der Kampfbereitschaft loht auf. Sie sehen das hartgeschnittene Gesicht Wicharts, darin ein erbarmungsloser Wille zum Sieg sich spiegelt, der aus der letzten Verborgenheit seines Wesens in das Antlitz springt. Laut und fast mächtig wird die heisere Stimme des alten Rust:

„Wacht auf, ihr deutschen Reiche,
denn es ist wahrlich Zeit,
ihr Völker alle gleiche,
macht Fried und Einigkeit.
Wenn ihr euch habt erwählet

ein Helden hochgemut,
danach so tut euch g'sellen,
tut euch zusammenstellen,
es wird noch kommen alles gut!"

Das Lied verweht.
Von der Stadt her treibt ein Stundenschlag.
Es ist, als schlage das Schicksal mit schwerer Hand an die Glocke der Zeit.
Die Sonne strahlt und das Land leuchtet.
In wartender Wucht liegt die Stadt.

Durch Paderborn lief eine unerklärliche Unruhe. Die Ratsherren wußten nicht, was in die Bürger gefahren war. Starr und verbissen widersetzten sie sich allen Forderungen. Immer von neuem wurde von unsichtbaren Händen und flammenden Herzen eine geheimnisvolle Glut geschürt. Der Mensch dieser Landschaft ist sehr schweigsam, und ehe die Schale zerbricht und sein Wollen und Sehnen sichtbar wird, braucht es eine lange Zeit Nun ging plötzlich ein klaffender Riß durch die Bürgerschaft, trennte die Guten von den Schlechten, die Aufrechten von den Heimtückischen, die Ehrlichen von den Unehrlichen.

Eine nie ermüdende, treibende Kraft war am Werke!

In aller Heimlichkeit kamen die Verschworenen zusammen. Eine ganze Reihe der Bürger und Bauern schlossen sich dem verborgenen Bund an. Gerüchte und Verheißungen gingen von Mund zu Mund und fanden freudige Aufnahme: Rat und Stadtobrigkeit müssen erneuert werden, hieß es. In die ratsherrlichen

Stuben zogen Furcht und Schrecken ein. Das drohende Aufbegehren des Volkes wuchs von Woche zu Woche. In seiner Angst beschloß der Rat, sich endgültig unter Schutz und Schirm des Fürstbischofs von Fürstenberg zu begeben. In einer prunkvollen Sitzung siegelte der Rat am 12. Juli 1601 mit dem Domkapitel einen Vertrag, darin die hohe und niedere Gerichtsbarkeit in die Hände des Fürstbischofs gelegt wurde. Noch blieb die Stadt lutherisch, jedoch unter dem ausdrücklichen, vieldeutigen Vorbehalt, man müsse sich unverweislich still, friedsam und also verhalten, daß fürstlichen Gnaden keine Ursache gegeben werde, die Sache aufzunehmen und zu eifern.

Als die Ratsherren ihren Namenszug über das Pergament zogen und das Siegel der Stadt auf das Blatt drückten, hatten sie in dieser Abendstunde des 12. Juli das Recht, die Freiheit und den schweren Selbstbehauptungskampf ihrer Väter und Ahnen um weniger als dreißig Silberlinge verkauft, verraten und geschändet.

Nach einigen Tagen wurde der Inhalt des Vertrages der Bürgerschaft bekanntgegeben. Helle Empörung brandete hoch. Borius Wichart, dessen Name nun schon wie ein stets gegenwärtiger Befehl über dem Leben der Stadt stand, mußte die Hitzigsten von Gewalttaten zurückhalten. Gegen den Verrat der edelsten Rechte der Heimat schien das Äußerste erlaubt. Aus allen Bauernschaften schworen die Männer sich dem geheimen Bund ein. Es schienen den Paderborner Männern ungemessene Kräfte zu wachsen.

Unter dem bischöflichen Regiment verdarb das reiche, blühende Leben der Stadt immer mehr. Die

Gewerbsleute verlegten ihren Handel aufs Land, die Handwerker wanderten aus, die Märkte standen leer, die Stadt schien zu veröden. Zwischen den Häusern hingen bedrohlich die Schatten großer Not. Unheimlich und ungewiß geisterte kommendes Geschick durch die Gassen. Immer noch hofften die Jesuiten, mit den müden und zermürbten Menschen leichtes Spiel zu haben und sie ihrem Willen untertan zu machen. Aber es erwachte in den Menschen der unterdrückten Stadt eine Kraft, die in unermüdlichem Ringen des Wichart um alle Guten, Ehrlichen und Beständigen zu einer geschlossenen Abwehr zusammengeballt wurde.

Je härter die Not zuschlug, um so verzweifelter stemmte der Trotz sich hoch.

In die Wirrnis und die wechselnden Taten der Menschen schoben sich mit unveränderlicher Beständigkeit die Jahreszeiten. Der Herbst neigte sich zu Ende, und selbst in der Mittagsstunde war die Luft schon kühl, nur eine herbe verlorene Wärme war darin. Die abendlichen Nebel hingen den ersten Reif auf die ausruhenden Äcker.

Am hohen Fenster des kölnischen Saales des Neuhauser Schlosses standen zwei Menschen. Der Jesuit Friedrich Wachtendonk versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen. Aber der Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg, dessen hohe Gestalt in einen weiten, pelzverbrämten Mantel gehüllt war, blickte schweigend an ihm vorbei.

„Lange hält sich die Stadt nicht mehr, Euer Gnaden", versuchte er den hohen Herrn zum Sprechen zu bewegen.

Der lachte bitter und schwieg.

„Wir dürfen die Ketzer nicht länger ihrem teuflischen Trotz überlassen. Nehmt alle Kraft und Gewalt und rüstet, um gegen sie loszuschlagen."

Sein Gesicht schien bleich im fahlen Schimmer einer einzelnen Kerze. Dietrich wandte ihm den Kopf zu und schaute unbeweglich in des Sprechenden Gesicht. Sein müder Mund sagte rauh und so leise, daß der andere sein Antlitz näher schieben mußte, daß kein Wort sich verlor: „Ich weiß, daß man in Paderborn über mich lacht. — Sie fühlen sich so stark in ihrem Recht. — Sie fühlen sich so frei im Streit für eine gute Sache. Sie haben starke Freunde. — Sie haben einen harten Glauben."

Es war wie eine Rechenschaft, als er eintönig fortfuhr: „Wir haben Ketzer verbrannt, Zwietracht geschürt, Spione gesandt, ihre Prediger abgesetzt. Haben uns von feigen Ratsherren ihr Recht verkaufen lassen. Händel um Händel zwischen sie gebracht. Die Stadt blockiert, daß sie in Not fast ertrinkt, Parteien gestiftet und die Einheit zerrissen! Aber ihre Knie werden noch nicht weich!"

Er rief ratlos und aufgebracht: „Was bleibt noch zu tun?"

Friedrich Wachtendonk trat einen Schritt zurück, daß die Dunkelheit ihn deckte: „Das Letzte, Euer Gnaden, das Letzte bleibt noch übrig, die Zeit ist bald reif, rüstet und seid bereit! Wenn die Federn versagen, müssen die Schwerter ihre Schuldigkeit tun. Der Staat

formt und beherrscht die Fürstengewalt. Diese Fürstengewalt aber dient der Kirche. Alle Regungen des deutschen Lebens belauschen wir, haben schon über vieles die Herrschaft gewonnen, aber die ganz Verstockten, Unbelehrbaren können nur durch nackte Gewalt unter das Kreuz unserer heiligen Kirche gebracht werden. Ausdauer und Geduld haben uns manchem Ziel nähergebracht. Nun stehen wir vor dem Letzten, das muß erreicht werden! Daß endlich die Stunde kommt, wo wir sagen können: das Alte ist vergangen, alles wurde neu! Der Boden unter den Füßen der Ketzer schwankt, die Paderstadt zittert in den Fugen, bald wird sie stürzen! Dann fallen auch die andern Ketzerburgen im Norden des Reiches, dann strahlt das Kreuz, dann können wir bestehen vor dem Heiligen Vater in Rom!"

Der Bischof fuhr mit der Hand über seine heiße Stirn. Offen lag vor seinen Augen das Gesicht der Welt: Spanien, darin wie in einem glühenden Tiegel aller Haß gegen jegliche Ketzerei siedete. Rom, darin sich diese Glut wie in einem einzigen Leibe sammelte, von wo aus Heere fanatisch besessener Soldaten des Glaubens in alle Länder des Widerstandes entsandt wurden. Deutschland, darin dieser teufliche Widerstand sich unglaublich aufbäumte. Der Bischof forschte in des Jesuiten Gesicht, sah darin eine erbarmungslose Kraft, wußte in diesem Abgesandten der allmächtigen heiligen Kirche das willenlose Werkzeug des Papstes, und eine versteckte, plötzliche Freude kam in ihm auf, daß ihm diese Hilfe erwuchs. Er faßte dessen schmale Schultern mit zwingendem Griff, fragte rauh: „Blutgericht?"

Ganz scharf, hell, fast wie in freudiger Bereitschaft

gab Wachtendonk zurück: „Ja, Euer Gnaden! Jeder Einsatz ist recht und gut, wenn Ihr dem Heiligen Vater eine fromme, gefügige, katholische Stadt melden könnt."

„So muß", flatterte des Fürstbischofs Stimme durch den Saal, „so muß unser Jurist Wippermann seine Feder schärfen, unser Kanzler Gold häufen, und Graf Rietberg die Truppen sammeln."

Und von heißem Willen überwältigt, keuchte er: „Sie wird fallen, die verruchte Ketzerstadt! Gott hat mich gesandt, sie der Kirche zu erobern!"

Und er befahl!

„Ihr müßt nun die letzte Kraft anstrengen, — Wachtendonk, — daß unser Sieg gelingt!"

„Ja", versprach der Jesuit.

Der Fürstbischof wurde wieder kühl und ruhig. „Danke."

Friedrich Wachtendonk war entlassen. Die Tür schlug hallend zu. Der Schritt verklang.

Der Fürstbischof ging in die Kapelle. Kühler Weihrauchduft schlug ihm entgegen. Rubinrot brannte im hohen Chor die ewige Lampe. Riesig glomm im Dunkel das goldene Kreuz. Er kniete, murmelte ein Gebet, erhob sich, von einem ungewöhnlichen Gedanken überrascht, ging wieder zurück. In seinen Gemächern kleidete er sich um, legte die prächtige Bischofsstola an, hing das edelsteinbesetzte Bischofskreuz über das Purpurgewand und ging großgemessenen Schrittes in die Bibliothek. Zwischen den Fenstern hing im Zwielicht der Dämmerung das Bild des Papstes Sixtus VI.; Dietrich von Fürstenberg blieb davor stehen, sah auf das Bild, durchforschte jeden Zug in ihm, wurde von der

Haft der halbverdeckten Augen des Heiligen Vaters eingefangen. „Ihr habt in dem Jahre wie ich den Thron bestiegen", wollte der Fürstbischof sagen, aber der lauernde Blick des Bildes verbot es ihm. Dietrich trat näher heran, flüsterte leise, erregt: „Mein kleines Staatswesen wird werden wie Euer großes. Auch wir werden das erreichen in unserm kleinen Reich. Wir werden uns messen können."

Das Bild an der Wand, das nur noch schwach kenntlich war in der Dämmerung, schwieg und starrte über ihn hinweg.

„Wir werden den ganzen Norden des Deutschen Reiches mitbestimmen. Die heilige apostolische Kirche wird wachsen", verhieß er zuversichtlich. Aber das Bild war in der Nacht verschwunden. Als seine Blicke an dem prächtigen Bischofskleid hinabglitten, gewahrte er, daß es trotz der Dunkelheit noch schimmerte.

‚Wir werden lange leuchten', dachte er. Eine heiße Welle der Bereitschaft durchschlug ihn. ‚Hat Gott nicht sichtbar die katholischen Habsburger gesegnet, die die Gefahr der evangelischen Religion erkennen? Nicht nur, weil sie vom römischen Glauben abweicht, sondern weil sich durch diese Ketzerei der Mensch auf sich selbst besinnt und stark wird. Die Stärke des Volkes aber ist der Untergang des katholischen Reiches. Seine Kraft ist die Verderbnis der Kirche. Die Gewissensfreiheit ist die größte Häresie. Nun die Kirche endlich herrschen darf über Deutschland, wird der Antichrist ausgerottet wie ein giftiger Brand.'

Er trat ans Fenster und riß es auf. Draußen zog ein eisiger Wind. Schon Schnee? wunderte er sich. — ‚Werde ich zufrieden sein, wenn das Ziel erreicht ist? —

Wenn es nur erst erreicht wäre', verschlang ein heißer Wunsch die Frage. Und sein ganzer Wille zog sich zusammen, daß es fast körperlich schmerzte: ,Sie müssen fallen! Wir werden sie pressen, bis sie die Knie beugen! — Ich werde alt darüber werden', — kroch ein bitterer Zweifel in ihm auf. — ,Aber dafür den Sieg an das Kreuz heften', trotzte der Wille.

Der Wind stob in den Raum, stieß klirrend die Scheiben. Weißwirbelnder Schnee fegte sein Gesicht, verfing sich im Haar.

,Woher kommt euch die Kraft, der Kirche zu trotzen?' wollte er durch die Nacht zur Stadt hinüberrufen. ,Ist der Teufel so stark? Stärker als unsere Kirche? Woher nimmt dieser Mann, der euch führt, die Kraft, die ihn gegen alles Heilige aufstehen läßt? Wer ist dieser Mann? Borius Wichart? — Ein Name. Schall, der verweht. Wer gibt ihm die Kraft? Wer ist der Unbekannte, der eine ganze Stadt gegen uns stärkt?' Und die Frage bedrängte ihn so wild, daß er sie nicht mehr ertragen konnte und in die schnee- und windwehende Nacht hinausrief, daß es sich an den Wänden und im Gemäuer des Schlosses hallend brach: „Wer bist du? Wer gibt dir die Kraft?"

Wie eine geheimnisvolle Antwort kam von Paderborn spätes Glockengeläut, kaum hörbar, zerstückt und zerhackt. Der Wind riß am Gewand des Fürstbischofs. Ihn fror. Das Fenster schlug klirrend zu. Sein feuchtes Haar hing in der Stirn. Die Kerze war erloschen.

Es war Nacht.

Draußen ging der nächtliche Sturm.

Im Rat der Stadt Paderborn hatten sich Unrast und Angst breitgemacht. Der erste Bürgermeister Heinrich Boen erkannte in Borius Wichart den Mann, dem des Volkes Vertrauen galt. Jedes Wort, das er gegen ihn sprach, war ätzend vor Neid und Mißgunst. Die Herren fühlten, wie ihr Ansehen und Einfluß durch die Wichartschen schwand. Sie waren durch ihn sogar gezwungen, Entscheidungen zugunsten der Stadt gegen fürstbischöfliches Drängen zu fällen. Einige freuten sich über das rücksichtslose Vorgehen Wicharts gegen den Landesherrn, aber sie zeigten das nicht offen; ratschlagten und berieten, hielten sich ängstlich zurück, schielten hörig zum Fürstbischof und dessen Anhängern, legten die Hände in den Schoß und wagten sich kaum zu rühren, weil sie eine grenzenlose, feige Furcht vor jeder Entscheidung hatten. Es war allen offenbar, daß das eigentliche Stadtregiment seit langem nicht mehr in den Händen der Würdenträger auf dem Rathaus lag, sondern von Wichart und seinen Leuten straff und gebändigt geführt wurde. Jesuiten und Ju-

risten setzten alle Ränke und Verschlagenheiten hinter die Tätigkeit der Ratsherren. Es verging kaum ein Tag, an dem der Fürstbischof nicht die ungeheuerlichsten Übergriffe auf die Bestimmungen der Stadt unternahm. Eines Tages erging an den Rat der fürstbischöfliche Befehl, bei hoher Strafe müsse er sofort Borius Wichart ergreifen und ihn dem Landesherrn ausliefern oder in der Stadt strenges Gefängnis legen, bis er auf Rechts wegen vom Bischof verurteilt wäre. Wie zwischen unheimlich mahlenden Mühlsteinen fühlten sich die Ratsherren: da stand der drohende Fürstbischof, dort die mächtig aufbegehrende Bürgerschaft! Da machten sich zwei Ratsherren auf den bitteren Weg in Wicharts Haus und legten den schriftlichen Befehl des Bischofs vor. Wichart sah erstaunt auf: „Bin ich denn durch Urteil und Recht zu Gefängnis verdammt?" Da schüttelten sie stumm die Köpfe und fühlten wieder, pressender und würgender noch als vorher, das Mahlen der machtvollen Steine. Sie rangen hilflos nach Worten, flehten Borius Wichart an, daß er doch wenigstens freiwillig auf eine kurze Zeit in anständige bürgerliche Haft gehe. Bei Ehren und Treuen gelobten sie, ihn nicht zu verlassen und alles aufzuwenden, ihn mit dem Fürstbischof auszusöhnen. Als Wichart sich lachend weigerte, baten sie, er möge doch so viel Mitleid mit ihnen und der Stadt haben, sich auf eine Zeitlang nach Soest oder Münster zu entfernen, und boten ihm ein ansehnliches Stück Geld aus dem Stadtsäckel.

Da fuhr Wichart sie an: „Soll ich euretwegen wie ein Schelm aus der Stadt laufen?" Er lachte verächtlich, und ein Ekel kam ihn an vor diesen Schache-

rern. Sein Lachen erstarb in einer Drohung: „Lieber will ich Leib und Leben für die bedrängte Stadt in die Schanze schlagen, als mit euch widerlichen Krämern um meine Freiheit feilschen. Eure Macht ist aus!"

Die Geschehnisse der folgenden Tage zeigten Borius Wichart, daß die Zeit reif geworden war, den heimlichen Bund offen und allen sichtbar als eine gerechte Sache zu zeigen. Der Neid und die Heimtücke des Rates vergingen sich in häufigen Ausfällen gegen sein Eigentum und sein Leben. An einem Spätnachmittag wurde sein Haus von gedungenen Knechten des Rates überfallen. Seiner Wachsamkeit gelang es, den hinterlistigen Angriff abzuwehren. Auch Wolfgang Günther wurde eines Tages aus dem Hinterhalt überfallen und eine Zeitlang auf Schloß Neuhaus gefangengehalten.

Es war für Borius Wichart an der Zeit, nunmehr offen das Schicksal der Stadt in seine Hände zu nehmen.

Der 10. Januar 1604 brachte die Ratswahl. Schon in den frühen Morgenstunden drängten vor dem spitzgiebligen Rathaus die Bürger, froren und warteten geduldig, bis ihnen das Ergebnis mitgeteilt wurde. Im Saal war es still. Die Ratsherren fühlten, daß ihre Zeit abgelaufen war. Sie waren auch des Haderns und Streitens müde geworden und fühlten sich erleichtert, endlich der Zwiespältigkeit ihres Amtes entrinnen zu können. Der Bürgermeister Boen und die Herren Johann Drolshagen und Jost Kopperschmidt hatten gefährliche Schatten in ihren Gesichtern, als die Gemeindeherren, die sämtlich Anhänger Wicharts waren, schon nach kurzer Zeit einhellig ihre Wahl

kundtaten: Borius Wichart regierender Bürgermeister, Johann Wennebier beisitzender Bürgermeister, Johann Lambert und Johann Stroip Kämmerer. Heinrich Boen, der bisherige Bürgermeister, wurde als Ratsherr gewählt und außer ihm die Männer, die dem heimlichen Bund angehörten: Walter Koithe, Hinrich Wellersen, Johann Schilling, Johann Scheper, die Brüder Rhoren, Bernd Bußmann, Menke Scharmann, die Brüder Dornemann und Henrich Disse. Als Walter Koithe durch das Rathausfenster das Ergebnis der Wahl den wartenden Paderbornern mitteilte, jubelten sie und waren voll erlöster und hoffender Freude.

Der Kurtag stand in strahlender Winterfrische über der Stadt. Die Sonne leuchtete weiß und fern und legte ihren Schein auf die spitzen Giebel und hochgereckten Dächer Paderborns. Nach Mittag zog von Westen eine graudüstere Wolke auf und überzog bald das Himmelsblau. Vergeblich kämpfte die Sonne gegen die drohende Dunkelheit an, sie wurde von den Wolkenballen überdeckt und ihr strahlendes Licht verschlungen. Schon nach einiger Zeit war es so dunkel, daß hie und da hinter den Fernstern Licht aufglomm. Ein alter Bauer, der einen kleinen Kotten in der Ückernbauernschaft bewohnte, blieb auf der Gasse stehen, legte den Kopf bedächtig in den Nacken und sagte: „Die schwarze Wolke bedeutet nichts Gutes."

In den Gaststuben freuten sich die Sieger. „Auch mit der schwarzen Jesuitenwolke wird der Wichart fertig! Die Finsternis wird vertrieben, dann lacht wieder heller Himmel!"

Bis spät in die Nachtstunden war es in der Stadt

8*

unruhig. Die Freude und Zuversicht wollten keine Ruhe geben.

Um die Herdstelle des Wicharthauses saßen Wolfgang Günther, Walter Koithe, Johann Wennebier, Borius Wichart und Frau Gertrudis. Sie überdachten den vergangenen Tag, und zwischen ihren Worten glänzte das Zukünftige.

„Nun ist der erste, große Schritt zum Wohle des Landes getan", sagte Wolfgang Günther. Borius Wichart lehnte sich zurück und sah ihn forschend an: „Da habt Ihr recht, Günther", und er schickte einen fragenden Blick zu Frau Gertrudis hinüber, die noch nicht wußte, ob das freudige Ereignis des heutigen Tages sich zum Guten oder Dunkeln wenden würde. Wichart sagte: „Dieser Tag ist ein Anfang, ja, dieser Tag wohl ganz besonders."

„Nun wird alles gut werden!" freute sich Günther. Und Wichart antwortete ihm: „Wir wollen alles daransetzen, daß es uns gelingt. Und was auch geschieht, wir werden sorgen, daß der Frieden einzieht, denn nur im Frieden kann das Land blühen. Wir wissen, daß wir uns selbst helfen müssen. Wir stehen ganz allein! Aber wenn wir unter uns eins sind, wird es gelingen. Ich weiß, daß die anderen Städte im Land voll Erwartung auf Paderborn sehen. Wir wollen ihnen Hilfe sein und ein steinerner Bruder, daß endlich alle schwarze Macht zerbricht. Und darum muß bei uns alles ausgerottet werden an Eigennutz, Neid und Haß. Denn bei diesen menschlichen Schwächen fängt der Verrat im kleinen an. Seht die Patrizier! Um fett essen zu können, verraten sie die Stadt! Und bei den Ratsherren ist alles bei kleinen, nebensächlichen

Versuchen geblieben, weil sie tausenderlei Eigenes an die Pflicht hingen."

Er sagte weiter aus starkem und stillem Nachdenken heraus: „Aus dem Vergangenen wollen wir lernen. Jedem das Seine gönnen. Wir wollen aber Gewalt gegen Gewalt setzen. Und dann muß unsere Gewalt stärker sein. Zwischen Corvey, Dortmund, Hamm, Soest, Lippstadt, Brakel und allen gleichgesinnten Städten wird eine starke Freundschaft geschlossen."

Als Borius Wichart mit Frau Gertrudis allein war, sagte er: „Frau, nun geht sichtbar weiter, was schon seit langem im Verborgenen begann. Nun müssen wir dem Kampf gehorchen." Und sie sagte, seine Hände nehmend: „Du wirst siegen!"

Wichart lag noch lange wach im Dunkel, dachte, plante, hoffte und überwand die Zweifel. Die Nacht wurde lang. Alle Nächte werden länger, wenn wir sie einsam durchwachen. Aber dann wurde es Morgen, und der ansteigende Tag brachte ein leuchtendes Licht.

Am Anfang des Wirkens Borius Wicharts standen Taten. Es verging kein Tag, an dem den Bürgern nicht Beweise seines klugen Rechtssinnes gezeigt wurden. Selbst diejenigen, die noch wartend abseits gestanden hatten, wurden durch die aufrichtige Kraft seines Strebens überzeugt und stellten sich auf seine Seite. Die wenigen neidischen Hasser mußten ihre Feindschaft verstecken. Die Landesritterschaft hielt große Stücke auf den neuen Bürgermeister. Ja, es lief sogar ein Gerücht um, das wissen wollte, der Fürstbischof erwäge, wie er sich mit Wichart gut stellen könne.

Aus den Niederlanden kam die bedrohliche Nachricht, daß spanische Soldaten, es war ein Heer von

vielen tausend Mann, gemeutert hätten und nun plündernd und mordbrennend in Westfalen eingefallen wären. Das Land hatte unter dem Schrecken landfremder Söldnerhaufen schon unsäglich gelitten, und Wichart entschloß sich, unverzüglich die Stadt wehrhaft und unantastbar zu machen.

Bis an die Stadtmauer streckte sich ein schöner Wald, der Primwinkel. Die Waldungen verdeckten die freie Sicht ins Land. Das Eichenholz war nötig, Tore und Türme mit Brustwehren zu festigen, vor der Mauer Bollwerke zu bauen und innerhalb der Mauer den bedeckten Gang wieder auszubessern. Unter der Herrschaft des schlafenden Rates waren Wälle und Türme verfallen, das Holzwerk morsch geworden und die wenigen Geschütze verrostet. Um die Lichtmeß zogen die Stadtschützen auf, und eine Schelle rief die Bürger zur Arbeit. Selbst die Geistlichen und Domherren durften sich der Anordnung nicht entziehen. Von Scharfschützen begleitet, unter Pfeifen und Trommelschlag zogen die Männer zum Primwinkel. Die Äxte krachten ins Holz, die Stämme wurde behauen, verladen, und Wagen auf Wagen lud hinter den Toren das Bauholz ab. Drei Pfahlwände schützten von außen die Stadt, ein Erdwall wurde aufgeschüttet. Vor der steilen Mauer, mit den dicken, klotzigen Türmen, ist ein tiefer Wassergraben. Die Zimmerleute waren unermüdlich bei der Arbeit, das Holzwerk zu richten. Knarrende Bauernwagen schleppten Erde herbei, die Kinder und Frauen füllten sie in Körbe und trugen sie an die Bollwerke. Das notwendige Werk wuchs unter den fleißigen Händen der Männer und Frauen. Immer war Borius Wichart bei ihnen, schaffte

und werkte mit den Bürgern. Und trotz der Größe seines Werkes war ihm das Geringste wesentlich.

„Nun fehlt's noch an gutem Geschütz", stellte er fest. Die vorhandenen Stücke wurden hervorgeholt, gesäubert und ihre Zahl verdoppelt. Selbst „der rote Hund", eine schwere, ungefüge Kanone, wurde auf Räder gebaut, um sie beweglich zu machen. Aber es waren noch nicht genug Geschütze vorhanden. Da holperte durch die Gassen ein Karren, verhielt vor jedem Haus, und die Knechte holten an Blei, Kupfer, Zinn und Kohle, was die Bürger erübrigten. Auf jedes Haus war eine bestimmte Pfundzahl Erz veranschlagt, wer sie nicht geben konnte, mußte den Gegenwert an Geld leisten. So kam in kurzer Frist ansehnliches Erz zusammen, und die Geschützgießereien waren bis in die späten Nächte mit werkschaffendem Leben erfüllt.

Wichart konnte sagen: „Nun haben wir bald treffliches Geschütz, daß wir dem Bischof aufspielen können, wenn er zu Neuhaus bei der Tafel sitzt!"

Dann folgte die Anordnung, wieviel Geschützstücke in jedem Haus sein mußten.

„Und das Kriegsvolk?" überlegte der Bürgermeister.

Fremdes anzuwerben schien bedenklich, weil es zu teuer wurde und gegen die kaiserlichen Mandate verging. Da bildete Wichart aus den Städtischen eine Truppe, die nicht nur soldatisch ausgebildet war, sondern, was damals im ganzen Land Aufsehen erregte, einheitlich gekleidet war. Die Beuteler in der Stadt nähten, die Schneider saßen tief in der Arbeit, um die gelben Lederkoller mit langen Patten fertigzustellen. Alle Bürger, selbst die Ältesten, wurden mit Piken be-

waffnet. Wenn der Schlegel über das Kalbfell fuhr, mußten sich die Bürgerrotten auf dem Marktplatz stellen, es wurde exerziert und geübt. Jeder bekam seinen Platz vor den Toren der Stadt zugewiesen. Morgens und abends zog der Zapfenstreich durch die Gassen. Und weil es manchen in seiner Ruhe und Bequemlichkeit störte, wenn er in Wind und Wetter zu Zucht und Gehorsam geführt wurde, fiel manches böse Wort. Aber die Pflicht war stärker!

Da die Bürger nicht wie Söldner behandelt werden konnten, stellte der Bürgermeister den „Artikelbrief gemeiner Bürgerschaft der Stadt Paderborn" auf. Darin hieß es, daß die Bürger unter eidlichem Gehorsam stünden, nicht anders als Landsknechte. Als Bürger aber unter dem Recht ihrer Obrigkeit. Der Eid der Offiziere mußte im Ernstfalle dem Bürgermeister und Rat der freien Reichsstadt geleistet werden. Die Paderborner mußten, sooft es die Offiziere befahlen, zur Musterung antreten. Auf den ersten Trommelschlag sollte jeder, der nicht krank auf dem Bett lag, auf seinen zugewiesenen Platz eilen. Jeder Mann mußte schwören, unter der Fahne jeden Parteihaß und alle persönlichen Auseinandersetzungen schweigen zu lassen und nicht über Glaubenssachen zu streiten. Wer gegen die Kriegsartikel verstieß, kam vor das Gericht des Rates.

Borius Wichart glaubte, die Bürger unter die eisernen Gesetze der Pflicht, Zucht und Ordnung für das Wohl und die Freiheit der Stadt einsetzen zu können, wenn die Stunde eines Angriffes es gebot.

Das Werk der Wehrhaftigkeit wuchs unter Wicharts Befehl empor.

„Das wird uns eine grausame Hilfe sein, Herr Fürstbischof", sagte Graf Rietberg.

„Aber eine Hilfe! Gegen Ketzer ist kein Mittel scharf genug", antwortete Dietrich von Fürstenberg dem Ritter, der in eisenglänzender Rüstung vor ihm stand. Rietbergs eckiges Gesicht war schmal und gestrafft, hinter den schmalen, dunklen Augen brannte ein gefahrdrohendes Licht, die breiten Hände sahen wie Werkzeuge aus, die willenlos schlagen und würgen konnten. In dem stolzen Grafen Rietberg war dem Fürstbischof eine starke Hilfe für seine Ziele erwachsen.

„Also beginnt das Spiel?" lachte Rietberg rauh.

„Ja!"

Der Ritter klirrte davon. Eine bissige Freude, diesem anmaßenden, rebellischen Bürgermeister Paderborns die Kampfkraft seines Heeres zeigen zu können, trieb ihm das Blut in das harte Gesicht.

„Das Spiel?" murmelte Dietrich von Fürstenberg hinter Rietberg her. „Das Spiel begann schon lange."

Im beginnenden März schickte der Bürgermeister des Städtchens Salzkotten an Borius Wichart die Nachricht, daß sie einen Spion aufgefangen hätten, der gestand, daß spanische Heere Büren und Paderborn überfallen wollten. Kurz darauf brachte einer der vom Fürstbischof zum katholischen Glauben gepreßten evangelischen Predikanten unter dem Schutze der Dunkelheit die bestätigende Meldung, daß die Spanier in einer Stärke von sechstausend Mann zu Roß und zu Fuß durch das Bergische über Unna und Werl, geradewegs den Hellweg entlang, auf Paderborn zu marschierten. Als Wichart wieder allein in der großen, kühlen Ratsstube stand, verklammerten sich seine Fäuste. Er fühlte das Wirken der dunklen Mächte, das um ihn angehoben, beinahe körperlich gegen sich anwuchten. Nun kam die erste furchtbare Probe für die wiedererstarkte Westfalenstadt.

Die Spanier!

Das war ein böser, wilder Alarm, der den Leuten schreckhaft in die Glieder fuhr. Die rohen, ungezügelten und verlotterten ausländischen Söldnerhaufen glichen einer fressenden, brandigen Feuerschlange, die sich lärmend und mordend durchs Land wand. Vor ihr her lief die Furcht, bei ihr war Schändung, Raub und Totschlag, zurück blieb bittere und tränenschwere Not.

Die katholischen Spanier!

Das war landfremdes, mit Blutgeld besoldetes Gesindel, von machtgierbesessenen Mächten zur Ausrottung ketzerischer Menschen in Holland und Friesland, am Niederrhein und in Westfalen angetrieben.

Die Spanier!

Das waren die Horden, hinter denen wie eine todesrote Spur die zerstörten holländischen Ebenen aufbrannten. Das waren die heißblütigen, vernichtungssüchtigen Rotten, die Dietrich von Fürstenberg und sein Graf Johann von Rietberg ins westfälische Land gerufen hatten, um die rebellische Hauptstadt zu bedrohen und durch Mord, Brand und Raub seine Landsassen so zu züchtigen, daß sie zahm, unterwürfig und willenlos ihm untertan wurden.

Während des Kampfes der Spanier in Holland hatte der Bischof ihnen Geld und Truppen zur Unterstützung geschickt. Zwischen den Jesuiten im Lager der spanischen Heere und den Jesuiten Paderborns gingen wechselseitige Freundschaften. Nun war es an der Zeit, daß die Spanier sich erkenntlich zeigten und dem Fürstbischof zur Hilfe kamen, das Westfalenland von den Ketzern zu säubern.

Die Spanier!

Bürgermeister Borius Wichart ergriff unverzüglich alle notwendigen Maßnahmen zur Abwehr. Auf dem Rathaus mußten die Offiziere in die Hände des Bürgermeisters und Rates einen feierlichen Eid des leiblichen Gehorsams leisten. Alle Bürger erschienen in Wehr und Waffen auf dem Markt, die Rotten nach Bauernschaften geordnet. Noch einmal wurden ihnen die Kriegsartikel verlesen. Darauf schwur jeder Mann seinen Eid.

Die Spanier rückten näher!

Städte und Ritterschaft ersuchten ihren bischöflichen Landesherren um Hilfe und Schutz. Es wurde

ihnen nur hohnlachende Antwort zuteil. Bürgermeister Wichart wußte, daß er noch mehr als bisher zur Wachsamkeit gezwungen war. Den Jesuiten Ruben, Wachtendonk und Grosbeck, den Licentiaten Bernink und Westphal, den früheren Bürgermeistern Koch und Rosing traute man das Ärgste zu. Daher untersagte man ihnen allen Verkehr außer der Stadt. Kein Verräter sollte sich nach Schloß Neuhaus schleichen können. Die Wachen an den Toren wurden verdoppelt, und erhielten strengste Weisung, keinen Jesuiten oder Geistlichen passieren zu lassen. Bei jeder Torwache war ständig ein Ratsverwandter, um schärfste Aufsicht zu führen. Von den fünf Toren waren drei zugelegt, nur das Gyrs- und Westerntor blieben geöffnet. An den Jesuitenrektor erging vom Rathaus die Frage, ob er erlaube, daß die Studenten den wehrhaften Mannschaften eingegliedert würden. Der Rektor ließ mitteilen, dazu seien ihm die Zöglinge nicht anvertraut, sondern der Studien und schönen Künste halber. Aber er wurde darauf hingewiesen, daß sich alle Bürgersöhne, die Waffen tragen konnten, um die Fahne, die in der Vorhalle des Domes stand, scharen mußten. Und der Rektor, achselzuckend: „Solcher Gewalt kann man nicht widerstehen!"

Da suchten die Stadtoffiziere zweihundert der ältesten Zöglinge aus und stellten sie zu den Rotten der Bürgersöhne. Das gefiel den Jungen weit besser als staubwirbelndes Bücherwälzen in kühlen Jesuitenräumen, sie sangen und marschierten und schwangen die rot-gelben Stadtfahnen.

Die Spanier rückten immer näher!

In der Stunde der Gefahr müssen alle Verdächti-

gen in meiner Nähe sein, daß mir keine Regung entgeht, dachte Borius Wichart.

Am 11. März kündete der Trommelschlag auf der Domfreiheit, jeder Geistliche müsse auf dem Markte erscheinen, dort würden sie bewaffnet und im Waffenhandwerk unterwiesen. Das fuhr hart unter die Domherren und Mönche. Sie beriefen sich bestürzt auf ihr Alter, die geistlichen Würden, auf die kaiserlichen und kanonischen Rechte. Alle Einwände waren vergeblich. Wer in der Stadt Schutz wohnte, mußte auch bei der Verteidigung seinen Mann stellen. Das war ein seltsamer Anblick für die Paderborner Bürger. Mit ökenden Pfeifenklängen und trummenden Trommeln wurden die eifernden und ruhigen, schmalen und beleibten geistlichen Würdenträger an das Gyrstor geleitet. Der Abt Ruben vom Abdinghof zog mit acht Mönchen auf. Sie hatten die Kutten aufgeschürzt, Skapuliere darüber und blinkende Spieße in den Händen.

Die früheren Ratsherren Bastian Bastiner und Herbolt Hartmanns trafen die Wachen um Mitternacht an, wie sie in verdächtiger Weise das Westerntor öffnen wollten. Von dieser Stunde an verschärfte sich Wicharts Wachsamkeit, zumal die Meldung kam, daß die Spanier, die beim Volk die Mütenirer hießen, zwei Tage lang schrecklich in Büren gehaust hatten und nun unmittelbar auf Paderborn zu marschierten.

Die Luft ist kalt und windig. Graue Regenschleier verhängen das schweigende Land, eintönig auf- und

niederschwellend geht die Stimme des Märzwindes. Im Domturm, der hart und hoch die Häuser Paderborns überwächst, hockt fröstelnd, aber mit wachen Sinnen Henrich Kottenbusch. Die hellen, scharfen Blicke durchwandern immer wieder die regengraue Luft, gehen über das enggeschachtelte, naßglänzende Dachgewirr, das tief unter ihm liegt, versuchen, die Nebelwand zu durchdringen. Da reißt der Wind die undurchsichtigen Schleier jäh auseinander, offen liegt die weite Ebene, stahlblau am Horizont verschwimmend. Und auf dem Hellweg, der großen Straße, die von Westen her auf Paderborn zuführt, zieht es heran, lächerlich klein, lang sich windend, wie ein nasser, bunter, seltsamer Wurm.

Das Horn schreit: Alarm!

Vom Westerntor dringt antwortendes Geschrille herauf.

Der Mahnruf läuft von Wache zu Wache: „Die Spanier!"

Wieder wird es ruhig. Der Regen, untermischt mit dickflockigem Schnee, fällt und fällt, und der Wind wirbelt.

In wacher Abwehr steht steinern die Stadt!

Die Reiterei des Freibeuterheeres ist auf Schußweite herangekommen. Stumm, in steinquadernem Trotz, wächst Paderborn vor ihnen auf. Bürgermeister Wichart hat sich sofort auf den Turm des Westerntores begeben. Seine spähenden Blicke umfassen die feindlichen Rotten, die sich jetzt geteilt haben und einzeln die Stadt umreiten. Der spanische Feldhauptmann bleibt unbeweglich wartend, von vierhundert schwerbewaffneten Söldnern umgeben, stehen. Seine

Gestalt scheint mit dem Pferd zu einer metallen schimmernden Masse verschmolzen zu sein. Der Wind zerrt die buntscheckigen Fahnenfetzen, die das Lanzengewirr überragen. Borius Wichart erkennt auf einem Tuch, das sich gerade weitbauschend im Wind entfaltet, ein grellgemaltes Marienbild.

„Sie haben dieselben Bilder auf den Fahnen, wie sie im Paderborner Dom stehen", denkt Wichart, „und wehen doch bei den verhaßten Feinden, die aus fremden Landen kommen und unser Land wie giftiges Otterngezücht vernichten!" Aber dann bleibt ihm keine Zeit mehr zum Nachdenken. Die Späher der Spanier sind zurückgekommen und scheinen dem Hauptmann Bericht zu erstatten. Die Paderborner können deutlich sehen, wie über den dunklen Gesichtern helle Lederkappen mit Federbuschen sitzen oder eiserne Helmstürze die Gesichter halb verdecken. Die Pferde stampfen und werden unruhig. Drüben scheint ein Entschluß gefaßt zu sein. Die Reiter sprengen zum Fußvolk zurück. Von den Paderbornern steht jeder, alle Sinne gespannt, auf seinem Platz. Selbst in die Geistlichen scheint der Eifer zur Abwehr des fremden Angriffs gefahren zu sein. Sie hocken hinter den Geschützkörben, in denen das gehackte Blei und Pulver in Ledersäcken gegen die Nässe geschützt aufbewahrt werden.

Die Spanier rücken an, — und ziehen in geschlossenen Trupps an Paderborn vorüber. Diese stumme deutsche Stadt, die da unterm grauen Regen in verbissener Wehrhaftigkeit geheimnisvoll aufwuchtet, ist ihnen nicht geheuer. Der spanische Feldhauptmann mochte fühlen, daß seine Leute sich die Zähne an diesem

granitenen Bissen ausbrechen würden. Er gibt Befehl zum angrifflosen Vorbeizug. Dafür würde der Landesherr eine reichliche Geldsumme zahlen müssen. Und es wird Städte geben, die nicht so wehrhaft sind wie dieses Paderborn. Hier lärmen nicht einmal die Sturmglocken von den Türmen, kaum ein Laut dringt aus dem dicken Gemäuer, auf dem überall die Lunten hinter den Feldschlangen und Falkonetten brennen, und zu sehen ist kein Mann.

Die Spanier rücken ins Lippische ein. Zwei Stunden hinter Paderborn nehmen sie Quartier in Ostschlangen und Kohlstädt. Nachdem sie beim Grafen von Lippe viertausend Taler erpreßt haben, wenden sie und nehmen Richtung auf Rietberg. Die Sümpfe der Senner Heide zwingen sie, einen großen Bogen zu schlagen, und so kommen sie ins Delbrücker Land. In diesen Stunden zieht niedrig über Paderborns Dächern ein dichter Keil häßlich schreiender Vögel, und die Männer, die immer noch wachsam hinter den Mauern stehen, schütteln verwundert den Kopf und fragen: „Wat sall dat bedüen?"

Borius Wichart gibt ihnen eine Antwort: „Bereit sein!"

Zwischen Sand, Bruch und Heide liegt ein breiter, fruchtbarer Landstreifen, auf dem unter alten, dickborkigen Eichen weit verstreut behäbige schwarzweiße Bauerngehöfte liegen. Die Bauern haben ein hartes Tagewerk, aber der Boden lohnt die Mühe. In den breiten Schädeln der Männer stehen helle, weitsichtige Augen und hinter den Stirnen ein starrer, trotziger Ernst und unbeugsamer Stolz. Sie lachen selten, aber wenn eine besonders reiche Ernte in die großen Scheuern schwankt und sie dann untereinander sitzen und der Krug umgeht, erwacht eine tiefe, breite Fröhlichkeit. Singen hört man sie nie, höchstens einmal pfeifen oder brummen, und das ist selten ein frommer Choral. Nur die Kinder mit den flachsgelben Schöpfen lachen und singen und ringelreihen, und der Himmel mag wissen woher, haben sie ein Lied aufgefangen, das heißt:

Ringel, rangel, Blod und Tod,
kummt en swarte Wolke.

Kummt de Wind un blast se fort,
lacht de söte Sunne.

Als die Frauen das hören, schauern sie zusammen, und die Männer knurren böse: „Soll wieder übel Pack im Land umziehen."

Jeder Delbrücker hat auf seinem Eigenhof volle Rüstung im Schapp liegen. Zwischen den Feldern und dem Bruch streckt sich ein weiter Kamp, der rings von Moor und Sumpf umgeben ist und nur einen Zugang hat. Wenn von einem Hof das Horn schreit und der Kriegsruf von Haus zu Haus läuft: „Hillerjo, hillerjo, tom Haskelkamp hento", greifen die Männer die Waffen, die Frauen langen nach den Kindern, auch das Vieh wird auf den Haskelkamp getrieben, denn der bildet ihre natürliche Festung.

Am Sonntag, dem 14. März, waren die Bauern mit ihren Frauen in die kleine Dorfkirche gegangen, hatten im Halbschlaf der kurzen Predigt ihres lutherschen Predikanten gelauscht und nachher den Choral des Pfarrers Nicolei aus Unna gebrummt:

„Wachet auf, ruft uns die Stimme
der Wächter sehr hoch auf der Zinne!"

Nun gehen sie wieder ihren Höfen zu. Strähnige Regenschauer peitschen und der Wind pfeift messerscharf. Zwischendurch fliegen ihnen körnige Hagelschauer um die Köpfe, und sie machen, daß sie in den Schutz ihrer Kammern kommen. Der Bauer Dethart Großmann wittert wie ein Schäferhund und hat eine merkwürdige Unruhe im Blut. Ein paarmal schaut er sich um, aber da treibt nur Hagel und Regen. Seine

Frau schilt und zieht ihn weiter. Und noch einer hat ein merkwürdiges Ahnen, er spürt fast körperlich, daß etwas Ungewohntes in der Luft hängt. Das ist der Kötter Degenhart Schürhoff, der sonntags die Glocke zieht und auch den Toten des Dorfes die Grube auswirft. Er konnte wohl nicht sagen, was ihn dazu treibt, noch einmal die schwere Bohlentür der Kirche aufzuriegeln und in den Turm zu klettern, um durch die Luken zu spähen. Es tackt nur der Hagel hinein, und im Gebälk wühlt der Wind. „Dussel", brummt er sich ärgerlich zu und will schon wieder die Stiege absteigen. Da schlägt ihm ein Fetzen seltsamen Lärms in die Ohren, es ist, als ob irgendwo Eisen aneinanderschlüge. Dann ist wieder Wind und Hageltrommeln. Aber Degenhart Schürhoff ist aufmerksam geworden. Er stellt sich wieder an die Luke und späht nach außen. Sehen kann er nichts. Hagel und Regen sind wie eine undurchsichtige Wand, die keinen Blick durchläßt. Da ist noch einmal der Klang wie vorher, aber lauter, fast grell, er glaubt auch ein abgehacktes Hufgeklatter zu vernehmen. Nun kam ja hin und wieder der Drost mit ein paar Reitern, um den Landeszins zu holen. Aber am Sonntag früh? wundert sich Schürhoff.

„Und wenn sie nachher lachen", hastet er zum ungefügen Glockenstuhl, „weil es umsonst ist, daß ich Alarm läute." Er hängt sich mit seinem ganzen Körpergewicht ins Seil. Mißtönig und schrill schlägt der Klöppel an.

„Besser vorher, als nachher!"

Hastender schwingt das eiserne Rufen, wirft seinen weckenden Klang auf das Land, in die Gehöfte. Die

9*

Frauen und Männer zucken hoch, Dethart Großmann macht ungewohnt schnelle Schritte, tritt in die Deelentür, legt die Hände offen um den Mund, schreit, daß es bis zum nächsten Hof fliegt: „Hillerjo, hillerjo, tom Haskelkamp hento!"

„Hillerjo, hillerjo — —", kommt von drüben verwehte Antwort.

Vom Wind getragen läuft der Ruf von Hof zu Hof und zwischendrein schüttert und schlägt die wimmernde Sturmglocke. Es vergehen keine zehn Atemzüge, da kommen die Männer, waffenschleppend, aus den Häusern, die Kinder und Frauen bleiben vorerst auf den Höfen zurück. Sie sollen, wenn wirklich Gefahr droht, nachkommen. Im Laufschritt gelangen sie an den Haskelkamp. Zum Glück ist der Hagel spärlicher geworden, auch der Regen setzt aus. Nur der Wind fegt mit unverminderter Stärke weiter. Sie hocken hinter aufgeschütteten Erdwällen und spähen vorsichtig übers Land. Dethart Großmann legt sich platt auf den nassen Boden, horcht: „Guile, fiftig bestimmt!" ruft er heiser. Da halten sich die Bauern bereit.

„Erst ankommen lassen, daß wir sehen, wer's ist!" gebietet Bert Keerkmann. Er verteilt die Männer in einzelne Rotten. Die jüngeren kommen an den Zugang des Haskelkampes. Vier leichte Feldschlangen werden bei ihnen aufgebaut. Es sind im ganzen dreihundert Mann, die versteckt hinter Gebüsch und Gräben warten. Jaspar Diefenbach schiebt sich an Bert Keerkmann heran, ruft leise: „Da — da drüben am Dootwald". Keerkmann richtet sich halb auf und sieht, wie sich ein Reitertrupp von dreißig Kerls den morastigen

Fahrweg entlangschiebt. Er hebt die Hand zum Zeichen, daß man sich ruhig verhalten soll. Die Reiter halten jetzt an. Sie haben den Kirchturm gesehen und beraten, was das für ein Nest ist und ob es da wohl was zu holen gibt.

Dann kommt wieder Bewegung in sie. Die Delbrücker sehen, daß es weit mehr Leute sind, als zuerst gesichtet wurden. Ein ganzer Zug Fußvolk und ein endlos langer Troß schleppt sich hinterdrein. Die Bauern fluchen erbost.

„Das ist ein schöner Sonntagsfriede."

„Aber eine saubere Predigt sollen sie haben", gelobt Bert Keerkmann. Er erkennt jetzt ganz deutlich die bunten Wimpel und grellen Federbuschen der Reiter.

„Verdammt", poltert er, „das sind ja die Span'schen."

Wie ein glutender Funke ins dröge Torf stiebt es unter die Bauern.

„Die Span'schen! Die verfluchten Mütenire! Die Mordbuben!"

Der erste Schrecken macht bald einem zornvollen Haß Platz.

„Die kommen von Paderborn stracks auf uns zu. Das sind mehr als tausend Mann! Was soll das werden?" Die Frage wird von einem bösen Grimm verschluckt. Es ist keine Zeit zum Grübeln. So richten sie die Knüppel und kurzen scharfen Eisenhacken, versehen die aufgestellten Geschütze, prüfen, ob Pulver und Salpeter trocken sind. Keerkmann schleicht zu den Jüngeren an der Espenlinde, die auf dem schmalen Paß steht, der den Zugang zum Kamp bildet. Die

Männer brennen darauf, den spanischen Galgenvögeln den Weg zu weisen. Aber den Alten stehen ernste Sorgenfalten zwischen den buschigen Brauen, denn mittlerweile wird hinter den nebelnassen Sumpfgründen immer mehr berittenes Volk und eine unübersehbare Menge schwerbewaffneter Fußknechte sichtbar. Vor ihnen her fliegt Lärmen, Fluchen und Lachen. Sie halten geradewegs auf das Dorf zu. Die Delbrücker verharren reglos. Plötzlich ballert ein Schuß los. Der Reiterzug stockt, von einem der Pferde sackt ein Mann zur Erde, der Helm kollert über den Boden. Und nach diesem Schuß gibt's kein Halten mehr. Die Feldstücke schleudern Feuergarben in die Reitermasse, die nach kurzer, ratloser Überraschung ihre Gäule herumreißen und auf den Kamp zusprengen! ‚Jetzt müssen sie einsacken!' — denkt Keerkmann und richtet das blitzende Handrohr gegen einen Reiter, der ihm durch sein hellrotes Wams ins Auge sticht.

„Aber — sie — kommen — ja — durch — den — Sumpf!"

Ein Schuß fährt erneut aus dem Rohr, der brandige Rauch blendet ihn. Neben Keerkmann gellt die Stimme Großmanns: „Sie reiten über'n Sumpf! Sie reiten über'n Sumpf!"

Krachend haut ein schwerer Eisenbrocken zwischen sie. Hochauf spritzt der nasse Boden. Keerkmann wischt sich über die tränenden Augen. Der beizende Qualm verzieht sich, und da sehen sie das grausige Wunder: Die Spanier reiten über den schützenden Sumpf, als sei er die festgestampfte Tenne eines Hofes. Der harte Winter hat den Boden so hart gefroren, daß er noch

im März starr und fest seine verderbenbringende Last zu tragen vermag. Das Verhängnis zieht sich so drohend zusammen, daß Keerkmann es fühlt, als führe ihm ein Stich durch den Leib.

„Jeder einen aufs Korn nehmen!“ befiehlt er.

Die Spanier preschen näher, die Delbrücker schießen wie die leibhaftigen Teufel mit zusammengebissenen Zähnen und brennenden Augen in den Wald gefällter Lanzen, der mit unglaublicher Schnelligkeit heranbraust. Es macht sich kaum bemerkbar, wenn bei den Mütenirern Pferde und Männer stürzen, die Nachdringenden setzen darüber hinweg, schreien mit irren, bellenden Stimmen: „Auf sie! Auf sie!“ Die Bauern halten sich mühsam hinter ihren Deckungen, knallen und feuern, daß die Eisen heiß werden. Wie eine gierige Welle hat sie der Abwehrwille erfaßt. Manchmal gurgelt einer erstickt auf und atmet hechelnd, ehe er neu lädt, Lunte auflegt und schießt. Als die Spanier so nahe sind, daß die Delbrücker unter den spitzen, hohen Eisenkappen die gelben Fratzen mit den wehenden, schwarzen Knebelbärten erblicken, kauern sie sich noch tiefer hinter Gestrüpp und Wälle. In die Reiterhaufen kommt Verwirrung, sie ballen sich zu Knäueln, mittendrein schlägt wütend das glühende Hackblei der Bauern. Fürchterlich und kaum erträglich brüllen die getroffenen, stürzenden, aufbäumenden Pferde, und über dem tobenden Geschrei flattert immer wieder der Kampfruf der Spanier. Die Reiter teilen sich blitzschnell und jagen in verschiedenen Richtungen, aber stets in geschlossenen Trupps auseinander. Sobald über den Wällen ein Spanier auftaucht, feuern die Delbrücker darauf, und mit röchelnden, erstickten

Schreien verschwinden die Angreifer vor den Blicken der Bauern. Wenn eine geschlossene Reitergruppe aus dem Hinterhalt anfällt, hilft keine Gegenwehr. Mit stampfenden Hufen rasen die Pferde über sie hinweg, und die Feinde stechen wild mit ihren langen, messerscharfen Lanzen. Die spanischen Fußknechte haben inzwischen im Laufschritt den Kampfplatz erreicht.

Bert Keerkmann sieht einen harten Herzschlag lang die verzerrte Grimasse eines Spaniers grinsend vor seinen Augen stehen, größer als die Welt ist der Haß, der darin glüht. Mit beiden Händen packt der Bauer das kurze, scharfe Beil, hieb darauf zu.

Und schon ist ein anderes Gesicht vor ihm. Er holt zum Schwung aus, auch der andere stürzt. Und der Bauer Bert Keerkmann, mit dem lehmverschmierten, pulvergeschwärzten Gesicht, mäht mit der Axt die Feinde, als stünde er bei der Ernte im sommerlichen Feld. Als er den zehnten Spanier umgelegt hat, spürt er einen eisernen Schlag seinen Körper durchfahren. Über ihn wüten die Feinde, und immer noch kommen neue hinzu, unaufhörlich, unabsehbar.

Jaspar Diesenbach schreit jedesmal, wenn sein bleierner Morgenstern loshämmert: „Du Hund!" und mit keuchendem Atem wohl zwanzigmal: „Du Hund!" Da brennt ein Feuerstrahl in seinem Gesicht und zerreißt es.

Und Großmann und Diesenbach, Degenhart und Bossels und alle anderen werden nach langer, verzweifelter, hämmernder Gegenwehr erschlagen, zerrissen, zerstückt, zertrommelt. Der Haskelkamp ist ein

wild brodelnder, wogender Kessel des Todes. Gestank von Pulverdampf, Blut und Schweiß mischt sich in das lärmende Geschrei. Immer noch kommen neue Spaniermassen hinzu. Verwirrung und Durcheinander drängender Leiber von Menschen und Tieren, Eisen und Erde, Leben und Tod herrscht. Wo sich noch einer von den Bauern regt, warten schon fünfzig spanische Lanzen und vierzig Arkebusen darauf, ihn gänzlich verstummen zu machen.

Es ist einigen der Jungen an der Espenlinde gelungen, dem grauenvollen, vernichtenden eisernen Gewitter zu entkommen. In langen Sprüngen hasten sie über die nassen Felder ins Dorf. Japsend und atemlos schreien sie den Frauen zu: „Die Span'schen. Weg! Sie kommen! Tausend und mehr!"

Und da tost es auch schon heran.

Nachdem die Spanier den Haskelkamp verwüstet, alles Leben vernichtet und in Blut ersäuft haben, reiten sie von wilder Gier und Rachsucht gepeitscht ins Dorf. Frauen, Mädchen und Kinder, die sich nicht rechtzeitig irgendwo in den Büschen verstecken können, werden auf den Wegen niedergeritten und erstochen. In stürmischer Hast erreichen die rasenden Reiter die Höfe. Da empfängt sie noch einmal Salve um Salve aus Dachluken und Scheunen. Von den Spaniern sackt mancher lautlos oder mit gellendem Todesschrei vom Pferd. Aber es dauert nicht lange, da ist auch schon wieder die Flut der Fußknechte nachgebrandet. Fliehende Frauen, Kinder auf dem Arm, oder an den Händen mit sich ziehend, werden von den Kugeln zusammengepeitscht oder mit Messern und Lanzen erstochen. Kreischen und Ächzen, Wimmern und bar-

mungsvolles Betteln überschreit der wühlende Mord. In steigendem Blutrausch ergießt sich der wütende Strom der Spanier ins Dorf. Aus den Häusern steigt dicker, braunwolkiger Qualm, dringt durch Fenster und Tore, durchbricht die Dächer, lohende Flammen prasseln hoch und schleudern Funkengarben in die Luft. Die glühenden Strohdächer bersten. Gemäuer kracht ein. Die Knechte plündern und raufen sich um die Beute. Pferde wiehern, und das angekettete Vieh in den Ställen brüllt qualvoll. Stickige Rauchwolken hängen quirlend über dem Jammern und Geschrei. Unterm gröhlenden Siegesgeheul sterben grausig und stückweise die Frauen und Kinder. Wie eine unvorstellbar gewaltige Fackel steigen die Flammen der brennenden Höfe in den Himmel, daß er aufglüht in zornigem Glanz.

Es ist bald kein lebender Delbrücker mehr im Dorf zu finden. Die Leichen liegen starr und beinahe friedlich in dem strudelnden, zerstörenden Irrsinn auf den Wegen und Plätzen. Sie sind die einzig Lautlosen unter den streitenden, kreischenden, fluchenden Kriegsknechten. Inzwischen sind die Karren mit dem Troß nachgekommen. Die gefallenen Spanier werden aufgepackt, die Beute dazugeworfen. Ein Befehl reißt sie zusammen. Langsam formiert sich ihre Marschordnung. Die Reiterei, die Fußknechte, der Wagen- und Weibertroß. Langsam und schwerfällig setzt sich die endlose Reihe in Bewegung und zieht ab. Die Ferne verschluckt den mordsatten Zug, und die Stille fällt auf das zerstörte, ausgeraubte, brennende Dorf.

Und die Stille schreit.

Hinter den Delbrücker Sümpfen rankt dichtes, wucherndes Gestrüpp. Da haben sich dreißig Delbrücker Frauen und zwanzig Kinder, dazu zwölf Männer die der spanischen Mordmühle eben noch entrinnen konnten, versteckt. Der leise, graue Regen fällt und fällt. Durch seine wehende Wand flacken am Horizont immer noch glutrot die Feuerfahnen, und eine giftige, brandige Wolke schleppt sich tief über das Land. Die Menschen sind noch betäubt von dem grausig irren Geschehen. Not und Angst haben in den Gesichtern gehaust, die fahl und verstört oder hart wie Stein geworden sind. Sie haben ihre Wunden notdürftig verbunden. Hier und da stöhnt jemand schwer auf. Sie sprechen nicht. Was wäre auch zu sagen angesichts des Geschehenen? Nur die Kinder weinen leise und jammernd vor sich hin, aber zu schreien wagt keines. Eine große, würgende Hand verschließt ihren Mund. Nach und nach löst sich bei den Frauen die schreckliche Erstarrung, die Gedanken versuchen wieder einen unbeholfenen Gang. Aber da wird die Welt noch furcht-

barer. Schlaf wäre gut gewesen in dieser Stunde. Und ewiger Schlaf noch besser. Es ist keine Gnade, leben zu dürfen in dieser hoffnungslosen Qual. Die Männer liegen stumm und verblutet auf dem Haskelkamp. Das Vieh, die Ernten, die Häuser, die Heimat sind verbrannt, beraubt, zerstampft und vernichtet. Nein, das Zurück in dieses Leben ist keine Gnade. Die Frau vom Jaspar Diefenbach neigt sich zu Degenhart Schürhoff hinüber, der mit blutverklebten Haaren auf dem Boden hockt und weite, irre Augen hat: „Degenhart, glaubt Ihr, daß keiner mehr — — —?"

Da steigt die Qual so hart auf, daß sie nichts mehr zu sagen vermag. Schürhoff sieht in das weiße vergrämte Gesicht, in dessen hellen Augen ungeweinte Tränen stehen, und sagt leise, aber doch so, daß alle es hören: „Nein, niemand lebt mehr von ihnen." Das Wort erlischt. Die Not wächst und wächst, rüttelt die Frauen, die hilflos weinend mit offenen, leeren Händen im fallenden Regen sitzen. Die Zukunft steht wie ein eisiges, verschlossenes Tor vor ihnen. Eine sagt: „Es war doch Sonntag." Ihre Worte zittern wie Tiere, die Angst haben. Da hebt Degenhart Schürhoff das rissige Gesicht, steht taumelnd auf, sagt: „Ich will nach Paderborn gehen!" Er schneidet mit dem kurzen Hackmesser, an dem noch Erde und Blut klebt, einen Schlehenstock und geht ohne sich umzusehen mit müden Schritten durch das Bruch davon. Kalt ist der Wind und treibt nassen Schnee zwischen die Zurückbleibenden. Immer noch weint ein Kleines, jammernd und notvoll. Die andern können es kaum ertragen, jetzt, da die Stille so ungeheuer und schwer ist. Und eine Bäuerin nimmt das Kind, dessen Mutter irgend-

wo erschlagen liegt, in ihre mütterlichen Arme und singt mit schwerem Atem:

„Siuse, Kinneken, siuse,
Twei Weihen in einem Hiuse."

Das dunkele Singen streichelt tröstlich das Kinderweinen, bis es verstummt und nur noch der windige Regen die Hoffnungslosen kalt umweht. Aus den moorigen Gründen steigen dunstige Abendnebel und legen sich über Erde und Wald. Unter triefendem Gebüsch sitzen die reglosen Menschen voll Kummer und Trauer und Gram. Dreißig Delbrücker Frauen, zwanzig Kinder und elf Männer.

Das Dorf hinterm Horizont brennt immer noch.

Der Kötter Degenhart Schürhoff muß sich oft am Wege niederhocken, schwer und müde sind die Füße, und unter der blutverkrusteten Wunde, die über seine Stirn läuft, peinigt ihn schmerzhaftes Glühen und treibt den kalten Schweiß ins Gesicht. Aber auch die längsten und müdesten Wege führen einmal zum Ziel, und bei einfallender Dunkelheit läßt ihn ein Paderborner Stadtfähnrich durchs Tor. Schürhoff fragt sich zum Wicharthofe durch und erzählt dort brockenweise mit ausgedörrtem Atem das Delbrücker Geschehen. Frau Gertrudis bringt mit verstörtem Gesicht Brot und Wein, derweil Borius Wichart stumm auf den verwundeten Gast schaut und denkt: „Der Bischof! — die Span'schen! — Not ist im Land!"

Dann geht er in den Stall, sattelt das Pferd, läßt

dreißig Mann zusammenrufen, vergißt nicht, doppelte Wachen auf die Wälle zu beordern und reitet mit seinen Leuten nach Delbrück.

Schon nach einer Stunde sehen sie den nördlichen Himmel rotleuchtend gewittern, es sind die brennenden Gehöfte, die den abendlichen Himmel glühend bewegen. Der Wind wirft ihnen verwehten Branddunst entgegen. Sie treiben die Pferde an. Die Reitenden müssen an einem Holunderbusch vorbei, der kahl und niedergebeugt am Wegrand steht. Darin verborgen wiegt sich eine frühe Drossel und singt ein verlorenes, süßes Lied in den Abendregen. Es klingt am Eingang des zerstörten, brennenden Dorfes wie eine fremde, ferne Verheißung. Der Drosselschlag bleibt hinter ihnen zurück, der drohende rote Schein rückt näher. Die Pferde scheuen, als sie in das Dorf des Schreckens einreiten. Die meisten Höfe sind schon ausgebrannt, Gebälkgerippe glostet und knackt, mit Gepolter schlagen funkensprühend Wände ein. Ringsum ist alles glühend erhellt. Sie reiten an erschlagenen Frauen und Kindern vorbei, weitoffene, leere Augen starren in die rotrauchige Luft. Schon oft mußten die Männer Tote bergen, haben auch schon selbst Angesicht zu Angesicht dem unerbittlichen Begleiter des Lebens gegenübergestanden, aber das Bild dieses Todes greift wie mit klammernden Fingern nach ihnen, weil es hilflos und erschreckend wehrlos ist. In zwei vom Feuer verschonten Häusern finden die Paderborner die Überlebenden, und auf dem Stroh liegen viele Verwundete. Wahllos hat das Verderben zugeschlagen, und die Menschen, an denen es vorbeischlug, helfen und lindern, so gut sie es vermögen. Die Frauen,

mit schmerzzerrissenen Gesichtern, schleppen kühlendes Wasser und legen weiche Linnenverbände an. In allen Augen hockt die Verzweiflung, nur bei wenigen sind die Züge erstarrt gleich trockenem Holz. Sie schweigen, auch als die Paderborner eintreten. In den Räumen ist eine beklemmende, dumpfe Angst. Wichart holt die Delbrücker Männer, die noch gesund sind, zusammen und läßt sich vom Mordzug der Spanier berichten. Dann geht Borius Wichart mit ihnen zum Haskelkamp.

Als sie sich dem Totenfeld nähern, weht ihnen Ruch von Blut und Wunden entgegen. Die Nacht ist auf das schweigsame Land gefallen und verhüllt gnadenvoll die furchtbare Schädelstätte. Die Männer fühlen, wie ihnen kalter Schnee ins Gesicht fegt. Hinter der Espenlinde stoßen ihre Füße an einen dunklen, reglosen Haufen. Da werden ihre Schritte weich und sehr leise. Hier wehte der Tod übers Land. Wohin sie sich wenden, überall liegen diese dunklen Hügel, sie sehen fast wie große, nasse Lehmschollen aus. Wichart beugt sich oft hinunter, um in die Gesichter zu sehen. Einmal sagt er mit leiser und grundloser Stimme: „Bauer!"

Und da der schweigt, steht in seinem Herzen die quälende, ewige Frage auf: Wozu?

Aber es kommt ihm keine Antwort. Auf dem zerstampften, lehmdurchwühlten Acker liegen die Verstummten, und wenn ein trostlos karger Schein darübergleitet, sieht man auf verstümmelte Glieder oder in nackte, kalte, erloschene Gesichter, auf denen das Blut gerann und in deren offene Augen der Schnee fällt. Nicht einmal Zeit, die Augen schirmend zu ver-

schließen, war ihnen gelassen. Einer streckt die verkrallten, starren Finger nach ihm, und so hilflos ist diese erstorbene, letzte Gebärde, daß Wichart die harten, kalten Bauernhände eine Weile in seine warmen, lebenden birgt. So stehen die Männer verschüttet im Gewölbe der Nacht. Der unsichtbare, gewaltige schwarze Wind zieht rauschend über sie hinweg, und es ist, als riefen brausende Tuben ein großes Signal, und beim nächsten klingenden Ton müsse ein eisernes Gericht aufstehen und die tödliche Verwüstung in neues, sieghaftes Leben wandeln.

Aber nichts kommt. Der Wind weht.

Schnee umstrudelt sie.

Die Toten bleiben stumm.

Das mitternächtliche Land liegt wie ein erzner Schrein, der heiliges Gebein birgt. Die Männer stehen davor, und das ist ihre Andacht und das Gebet: Gericht euren Mördern und Mordhelfern! Auf daß ihr nicht nutzlos euer Blut gabet.

Wichart stöhnt auf, daß das Lederkoller knirscht. Zu eng scheint die Brust für das Wogen der harten, hastenden, heißen Gedanken: Wie verstecken sich unter den Worten von der Liebe in Christus die Gelüste nach Macht und Reichtum und Herrschaft. Die Spanier und Fürsten und Pfaffen wollen die Liebe bringen und schleppen mit sich Blut und Not und Tod. Verkauft hat der Bischof das Land, in die Hände der Mordburschen verschachert, daß wir mürbe und müde werden und er über uns triumphiert. Sind sie nicht alle eines Glaubens? Die Span'schen, der Papst, die Jesuiten, die Predikanten und der Bischof mit seinen Leuten? Aber es gibt eine Kraft, die stärker ist als

die Kirche und pfäffische Ränke und fürstliche Gewalt! Gott hat uns Fäuste zur Abwehr gegeben. Und den Glauben an das Recht. Das ist sein Wille. Wir sind ihm wohl ganz allein überlassen mit allen Taten. Das Evangelium kann das Land nicht frei machen. Es gibt Stärkeres, das uns zusammenschließt und Frieden und Recht bringt. Das ist das Blut, das Blut, das hier floß, und das auch in unseren Leibern umläuft. Die Boten der Kirche aber! Alle Feuer der Hölle brennen in ihren Adern. Sie rotten alles Leben aus, tragen den Namen Gottes wie eine Prunkfahne und bergen dahinter Falschheit und Fron und Knechtschaft und Verrat.

Es ist, als schüttle ein Sturm den großen Mann: Wenn doch ein Kaiser die Herrschaft anträte und alles Fremde ausbrennte und die Herzen der Freien zusammenfügte und das einige Reich schaffte. So daß doch einem Großes gelänge. Ist das Wort Luthers eine feurige Zunge, die aufrief zur Freiheit, wo bleibt die harte Faust, so das Reich zusammenspannt, daß es nur noch in einem Herzschlag schlägt?

Und es ist, als rufe er Gott, da er denkt: „Laß mich diesen deutschen Morgen noch sehen!" Wind und Gedanken werden zu einem mächtigen Drängen, Würgen, Stoßen. Wichart atmet tief stöhnend, mühsam: Gott! Wandle alles Blut, das um unser Land fließt in einen herrlichen Sieg! — Gib uns die unrömische, freie Heimat und Nation!

Langsam weichen alle Bedrängnisse. Sein Wesen fließt ruhiger, weiter, gesammelter und ganz gehärtet. Er sieht sein Amt, und übergroß scheint ihm das Glück, in einer Stadt der gerechten Sache zum Sieg zu ver-

helfen. Wichart fühlt sein Leben, das durch unendliche Dunkelheiten gehen mußte, reckt sich auf, schreit befehlend, anklagend, erbarmungslos hart: „Der — Acker — brennt!"

Als die Nacht das Wort weggerissen hat und die Männer sich um ihn drängen, gelobt Wichart: „Das Schwert muß alle Tyrannei zerschlagen. Tausendfach sühnt die Toten! Auge um Auge! Zahn um Zahn! — Rache um Rache! — Tod um Tod! — Blut um Blut! — Freiheit!"

Als die trübe Morgenhelle den Regen durchdringt, geben sich die Paderborner Männer ans Werk, die Toten des Haskelkampes ins Dorf zu holen, um sie zu bestatten. Das sind lange, trostlose und bleimüde Wege, als sie Karren um Karren erschlagener Männer durch die morastigen Wege ziehen und in die tiefausgeworfenen Gruben legen. Stunde um Stunde geht so hin, und um die Mittagzeit können die blanken Spaten Erdschollen darüberdecken. Da erfaßt die Frauen noch einmal namenloser Jammer. Aber dann verlangen die Kinder nach ihnen und das gerettete Vieh brüllt. So beginnt ein neuer Tag. Ein mühevolles und schweres Werk, aber es ist wieder ein Anfang, und wo nach Not und Tod ein Anfang und etwas Tageslicht steht, und sei es auch noch so dürftig und kümmerlich, ist es gut und sinnvoll. Das Leben geht weiter.

Als die Paderborner wieder in ihre Stadt zurückreiten, sagen sie untereinander noch einmal die grausen Zahlen des Kampfes, davon werden ihre Züge hart und kalt und erbarmungslos: Dreihundert Delbrücker Männer und Frauen sind erschlagen worden, hundert so schwer verwundet, daß sie in der vergange-

nen Nacht starben, und über hundert zu Krüppeln geschunden. Zweiundvierzig große, stattliche Höfe verbrannten. Wieviel Menschen in den qualmenden Gluten umgekommen sind, vermochte noch niemand zu sagen. Borius Wichart sagt noch einmal, und das Wort überschlägt das dröhnende Hufgeklapper wie eine stürmisch wehende Verheißung: „Freiheit!"

Die Spanier zogen zum Grafen von Rietberg und wurden von ihm angeworben. Plündernd und brandschatzend erpreßten sie von allen westfälischen Städten hohe Geldsummen. Sie standen unter dem Befehl des Grafen Rietberg, waren dem Willen des Fürstbischofs untertan und wurden von ihm besoldet.

Der Haß schloß einen Pakt mit der Macht.

Nun war das bischöfliche Heer groß und mächtig.

10*

Frucht

Der sichtbare Ausdruck für das Wesen eines Volkes ist immer sein Kampf um das alte, gottgewollte, ererbte Recht. In der erbarmungslosen Schmiede der Not, den engen Armutsstuben und an hungrigen Tischen wird es am heißesten gewünscht. Denn hier weiß der Mensch, daß mit dem Recht des Blutes die Freiheit und damit eine neue große und wohlfährtige Zeit aufsteht.

Alle Dinge werden getragen von der Zeit, und über Paderborn klopft das Herz des Schicksals schneller und erregter. Die Stunden zählen wie Minuten und die Wochen wie Tage. Die Taten und Gedanken des Borius Wichart wurden wie eiserne Klammern, die die Geschehnisse zu bändigen versuchten.

Bürgermeister Wichart weiß, daß dem Fürstbischof und seinen Verbündeten, aber auch den Bürgern das alte Recht und die freie Selbstbestimmung durch eine Tat schnell und überraschend vor Augen gestellt werden muß. Durch eine solche Tat würde dem ganzen Land die Absicht des Paderborner Freiheitskampfes

klar und undeutelbar gezeigt. Dem Fürstbischof aber war seine schärfste Waffe stumpf geschlagen, wenn Wichart seine Ansprüche auf die höchste Gerichtsbarkeit in Paderborn zunichte machte.

Borius Wichart beschließt, der Landeshauptstadt den freien Blutbann wieder in die eigenen Hände zu legen.

In den schmalen Fenstern des Wicharthauses steht der goldweiße Glanz der sinkenden Sonne. Die zinnernen Geräte auf den Wandbrettern haben einen blanken Schein, und auf die eichene Tischplatte schneidet die Abendsonne ein leuchtendes Viereck.

Borius Wichart und Wolfgang Günther neigen sich über ein prunkvolles Pergament. Der Lizentiat streicht mit schmalen Fingern über die sorgsam gemalten, krausen Buchstaben, sagt dabei: „Seht, Wichart. Das steht uns im Wege. Vor dritthalb Jahren haben Bürgermeister und Rat mit dem Domkapitel und Fürstbischof diesen Vertrag abgeschlossen, in dem ein neues Recht geschaffen wurde. Diese Artikel machen das alte Herkommen, nach welchem die Stadt freie Gerichtsbarkeit hat, hinfällig. Das gesamte Recht ist damit in die bischöflichen Kanzleien gelegt. Und mit diesem Artikel hat der Fürst das Recht, jede Sache vor sein Gericht zu ziehen."

„Gut", sagt Wichart und richtet sich schwer auf, „diese Artikel sind zwar besiegelt und bekundet, aber niemals hat man sie der Bürgerschaft zur Gutheißung vorgelegt. Die Männer, die diesen Vertrag abschlossen, waren jene Bürgermeister und Ratsherren, über die schon damals wegen ihrer Diebstähle und Verrätereien an der Stadt Gut peinliches Gericht hing. Die-

ser Vertrag geht uns nichts an. Das ist ein Schacherbrief. Das ist ein Fetzen, den wir zerreißen wollen. Für morgen wird die Bürgerschaft vor das Rathaus gerufen und ihr die Gültigkeit des uralten Rechtes und Gerichtes mitgeteilt."

Dichtgedrängt stehen die Männer und Frauen Paderborns am nächsten Morgen vor dem dreigiebligen, steingrauen Rathaus und warten, bis der Bürgermeister auf dem eisengitterumzogenen Balkon erscheint und mit hallender Stimme kundgibt, daß des Reichsoberhauptes Majestät sie selber gefeit hätte, daß sie vor keines andern Herren Gericht und auch vor keinem anderen Freistuhl zu stehen brauchten, als nur vor der Stadt eigen Gericht binnen der Mauer. Bei hoher Strafe solle sich kein Bürger mehr unterstehen, bei dem Fürstbischof zu klagen oder zu suplizieren. Paderborn sei freie Reichsstadt und daher dem Bischof nicht untertan.

Die Worte verhallen zwischen den Häusern. Die fünf Ratsherren sind mit Wichart wieder in das Ratszimmer zurückgegangen. Die Menschen stehen noch nachdenklich auf dem Platz, langsam begreifen sie, daß eben ein machtvoller, rebellischer Entschluß verkündet ist. Da ist auf ihren Gesichtern eine helle Freude. Nur ein paar machen sich mit einem verschlagenen Grinsen hastig davon.

Am Nachmittag sehen die Bürger acht Zimmerleute in der Nähe des Rathauses einen Galgen mit drei Balken bauen. Damit ist das sichtbare Zeichen errichtet, daß die Stadt wieder in Besitz und Übung

ihres freien Blutbannes ist. Um das Exempel der stadteigenen Gerichtsbarkeit aufzustellen, läßt der Rat gegen den Sagenschneider Johann Dülmann, der mit seinem Weibe wegen schweren Diebstahls im Gefängnis lag, Anzeigen sammeln. Das Gericht schreitet zur peinlichen Frage. Es ergibt sich, daß die Anklagen zu Recht bestehen. Nun wird nach altem Brauche, streng den Gesetzen folgend, das Urteil gefällt und der Mann an dem neuen Galgen erhängt. Die Frau muß die Schandsteine aus der Stadt schleppen.

Das Recht wird streng gehandhabt.

Es waren gemeine und verschlagene Kräfte am Werk, den mühsamen Aufbau des freien und stolzen Paderborner Bürgermeisters zu zerstören. Sie finden sich immer, wo das Gute wächst und der Friede wirkt.

Zwischen Schloß Neuhaus und Paderborns Mauern liegt die Rabenschenke. Kerssenbrinks Jochen, der Wirt, der faul über dem Schanktisch liegt, blinzelt triefäugig auf die Gestalten, die schon eine Weile in einem schmutzigen Winkel des Raumes zusammensitzen und flüsternd aufeinander einreden. Die kalte Stimme des Jesuiten Wachtendonk beherrscht die andern. Nur manchmal wagt einer ein Gegenwort oder eine Frage. „Es ist unglaublich", sagt der geistliche Herr, „daß wir an einer so unwürdigen Stätte zusammenkommen müssen, um des Landes Wohlergehen zu besprechen. Aber dieser Wichart ist von einem solch teuflischen Haß gegen die heilige Kirche besessen, daß

er nur noch wenige Jahre braucht, um unsere ganze Wirksamkeit nutzlos zu machen. Habt ihr seine neueste Maßnahme gegen den Jesuitenorden gehört? Nein? Hört! Weil wir nicht unterm Stadtgesetz stehen und der Boden, darauf unser Kolleg erbaut ist, vom Heiligen Stuhl erworben wurde, hat er den Bürgern verboten, Jesuitenschüler in Kost und Wohnung zu nehmen. Schon in einigen Wochen werden wir die Hälfte der Zöglinge verloren haben."

Wachtendonk schweigt, fährt nachdenklich und vorsichtig fort: „Wenn dieser Ketzer der Stadt Oberhaupt bleibt, können wir gewiß sein, daß in kurzer Zeit seine Stellung so fest wird, daß wir völlig machtlos sind."

Da fragt der frühere Bürgermeister Koch: „Was kann denn getan werden, sein Wirken zu hindern?"

„Es ist schwer! Das ist das Gefährliche beim Wichart", ruft Bastian Bastiner, „— — daß er jeden Schritt wohl überlegt und keine Handbreit über den Rechtsboden hinausgeht." Herbolt Hartmanns bestätigt trübsinnig, daß des Fürstbischofs Planen und Wirken von Wichart zunichte gemacht wird. Die Männer blicken mißmutig durchs kleine, schmutzige Fenster. Zwischen den Wänden hängt beizender Tabakrauch. Kerssenbrinks Jochen geht schwerfällig nach hinten in den Stall. Da läßt sich der Jurist Bernink vernehmen: „Ich glaube, daß Wichart bereit ist, wenn er genug Beweise in Händen hat und damit vor der kaiserlichen Majestät besteht, einen neuen Landesherren für Paderborn zu erwählen. Wenn unserem Fürstbischof Dietrich aber erst einmal diese Macht entzogen ist, können wir unser Bündel schnüren. Dann ist die

Stadt für uns verspielt. Die geistlichen Herren dürfen dann froh sein, heil den Paderborner Mauern zu entkommen. Wenn Wichart jetzt nicht fällt, haben wir verloren."

Da verliert der Kriegsmann Dietrich Stamp die Fassung: „Und?" tobt er. Er hat sich in vielen Ländern unter manchem Panier herumgeschlagen und kann nicht begreifen, warum hier in langen, wohlgesetzten Reden geschwätzt wird. Der Jesuit Wachtendonk kann sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, er drückt den breiten Kriegskerl wieder auf den Schemel, legt allen mit scharfen, unumstößlichen Worten einen Plan zurecht, daß jeder daraus seinen Auftrag spürt und entnimmt. „Wir wissen, daß Wichart sich immer wieder auf die alten Rechte und Privilegien beruft und dafür sorgt, daß er jeden Schritt später vor der Reichsgerichtsbarkeit verantworten kann. Gut, das soll er, und weil wir das wissen, wollen wir es für uns nutzen! Auf Schloß Neuhaus spitzen die Juristen schon die Federn, der Fürstbischof wird zu Verhandlungen bereit sein. Es wird sehr lange Verhandlungen geben."

„Aach", schüttelt sich Dietrich Stamp widerwillig. Wachtendonk fährt scharf in dessen Unwillen: „Begreift Ihr denn nicht, daß lange und endlose Verhandlungen für uns nur von Nutzen sind? Sie geben uns Zeit! Viel Zeit! Derweil sollen alle in der Stadt, die gegen das Wichartregiment sind, sich zusammenrotten und gegen den Stachel löcken. Es muß so weit kommen, daß die Hälfte der Bürgerschaft mit Wichart unzufrieden ist. Es soll Unruhe und Empörung in die Stadt getragen werden. Es sind schon jetzt viele, die

gegen ihn stehen. Die Patrizier hassen sein hochfahrendes Wesen. Seine drückende Steuerlast ist allen ein Greuel. Allein über siebzig Patrizier und frühere Ratsverwandte sind von Wichart wegen falschen Regierens und Betruges angeklagt. Für die bedeutet eine bischöfliche Stadt Rettung, Ehre und alte Ratsherrlichkeit. Und ihr, Jost Kopperschmidt, Rosing, Drolshagen, Florian Grube, seid seine erbitterten Feinde. Bleibt nach außen still und versteckt, aber innen bringt den Aufruhr! Wenn dann die Stunde kommt, in der der Fürstbischof gezwungen ist, mit tätlicher Gewalt gegen Wichart vorzugehen, muß ihm eine Stadt gegenüberstehen, deren Bürgerschaft zerrissen und uneins ist. Und Ihr, Dietrich Stamp", schlägt er dem Kriegsmann auf die Schulter, „sorgt für Wehr und Waffen für die Stunde, in der die Stadt bischöflich werden soll."

Der Jurist Bernink weiß noch zu ergänzen: „Auf die Domherren ist leider nicht zu rechnen. Der Syndikus Moller und auch Arnold von der Horst neigen schon dem Wichart zu. Es sind nur wenig Herren, denen unser Plan zusagen wird."

Und Wachtendonk gebietet: „Sucht die wenigen heraus!"

Die Männer sitzen noch versunken. Auf ihren Gesichtern arbeitet es, sie versuchen das Vernommene zu erfassen, und suchen Wege, die Pläne zu verwirklichen. „Gut", schreit der Kriegsmann Stamp und stößt den Jesuiten vor die Brust. „Hab früher immer die Nase über die schwarzen Krähen gerümpft. Tut mir leid. Ihr wißt wenigstens, wie man eine ketzerische Stadt wieder gut katholisch machen kann." Da beginnen auch

die anderen zu lärmen, und alle heimlichen, kleinlichen, ehr- und rachsüchtigen Wünsche wachsen und wirbeln durcheinander. Sie sehen sich schon als die Herren durch Paderborns Gassen schreiten. Nur die Gedanken Friedrich Wachtendonks gehen in weitere Räume: Nach Paderborn, denkt er, geht es weiter in den verfluchten, heidnischen deutschen Norden!

Er steht auf, mustert noch einmal mit kühlen Blicken die Versammelten, sagt, schon auf die Tür zugehend: „Ihr wißt nun, wie ihr dem Wichartschen Stadtkarren, der so wild in die Freiheit rollen will, die Achsen brechen könnt!"

Die Männer nicken. Die Augen im grauflеckigen Gesicht Stamps sind wach geworden.

Und es ist einer unter ihnen, der hat wortlos und unbeweglich die ganze Zeit über auf der Bank gehockt und immerzu gedacht: Ist doch schwer, ist doch verdammt schwer für mich, dem Wichart jeden Tag unter die Augen treten zu müssen mit so viel dunklen Anschlägen im Hirn.

Das ist Berthold Cleve, ein Vertrauter Wicharts.

„Ein Wunder!" flüstern Paderborns Frauen und wickeln die abgearbeiteten Hände in die linnenen Schürzen.

„Ein Wunder?" höhnen die Männer.

Und die Kinder tanzen und freuen sich: „Ein Wunder! Ein Wunder!"

In unzähligen Armen, die nach ihrem Zusammenfluß die Pader bilden, bricht unter dem Domgemäuer

unvermittelt warmes Wasser hervor. Der Wasserarm der Börnepader, der unter dem Wicharthaus hervorsprudelt, ist plötzlich bedeckt mit roten, blauen und starkleuchtenden Farbenstreifen, die emporquellen, sich ausbreiten und schwefelgelb verströmend sich auflösen. Das geschieht am ersten Apriltag und dauert zwei Tage und Nächte. Das blutige Rot wirft eine bedrohliche Angst in die furchtsamen Gemüter. Die Bewohner der Stadt grübeln, was das Zeichen wohl künde.

Ein drohender, unfaßbarer Schreckensschatten geistert durch die Straßen und Gassen, flüsternde Worte laufen umher, irren und bohren sich in die Herzen der Ängstlichen: Der Wichartsche Händel mit dem Bischof geht nicht gut aus. Wenn der hohe Herr sich rächt! Kein Katholischer wird unter Wichart mehr in den Ratsstand kommen. Blut und Gewalttat wird Wichart gegen die Bürger richten, wenn sie ihm nicht willenlos gehorchen. Es gibt schon eine lange Namensliste der Patrizier und Bürger, die ermordet werden sollen. Und bald werden sie an dem neuen Galgen hängen, einer neben dem andern wie die Krammetsvögel.

Angst und Tücke bilden die Worte.

Haß und Ehrsucht schlagen sprühende Funken.

Und die Machtgier der Träger der heiligen Lehre bläst darein, daß sie zu Flammen werden.

Der Aprilmorgen schickt blankes Sonnenlicht in die Stadt. Die grauglänzenden Mauern funkeln und glänzen. Seit der Dämmerung herrscht im Abdinghof, der Versammlungsstätte bei Landtagen, reges Leben. Die Stadtknechte richten die Sitze für den Fürstbischof und den Bürgermeister der Stadt.

Um die Mittagsstunde finden sich die ersten Ratsherren ein. In kleinen Gruppen stehen sie zusammen. Ihre Reden gehen ruhig und sicher, es ist, als sei die stille, große Kraft ihres Bürgermeisters auch auf sie übergegangen. Sie treten zur Seite, um den drei Hellebardieren, die das riesige rotgelbe Stadtbanner tragen, Platz zu geben. Bewegungslos verharren sie, als durch das breite Tor die vierspännige Karosse des Landesherren einrollt. Der Fürstbischof besteigt seinen Ehrenplatz. Das bunte, prunkvolle Ornat überleuchtet das schlichte Schwarz der Jesuiten; beiderseits stehen die Drosten, Hunold von Plettenberg und der Hofmeister Heinrich von Westphalen, leise, geschmeidig, zuvorkommend, mit einer verhaltenen Kraft

im Gesicht. Der Kanzler Richwin legt die Pergamente zurecht, ist ganz mit seiner Aufgabe beschäftigt, wechselt ein paar geschäftige Worte mit dem Domsyndikus Moller, der mit sichtlichem Unbehagen seinen Platz sucht, an dem er den Jesuiten nicht zu nahe steht. Der Jesuitensuperior Wachtendonk hält in unbeweglichen Augen das Bild der teilnehmenden Männer fest. Hinter den Jesuiten steht die Gruppe der Prälaten, Dechanten, Domherren, mit lächelnden, hochmütigen, lauernden oder teilnahmslosen Gesichtern. Der Fürstbischof ist ungeduldig, ruft dem Landdrosten Caspar von Fürstenberg ein hastiges, empörtes Wort zu. Dann richten sich ihre Blicke auf das Tor, durch das Bürgermeister Wichart, begleitet von sechs geharnischten Fähndrichen, den Abdinghof betritt. Er entbietet dem Landesherren den üblichen, ehrerbietigen Gruß und stellt sich vor den Halbkreis der Ratsherren.

„Wichart!" denkt der Fürstbischof, und sein Gesicht wird hart und grau. Der Landdrost tritt vor, eröffnet mit der alten Grußformel den Landtag, bringt die Klage der Rebellion der Stadt Paderborn vor und tritt zurück. Sie warten auf die Worte des Landesherren.

Reglos stehen die Ratsherren. Bischof Dietrich schweigt, forscht unablässig in dem kantigen, braunen Gesicht seines Gegners, das wie in Feuern gehärtet ist. Er ist ganz im Bann dieser hellen, weitsichtigen Augen. Er stößt seine Blicke immer wieder hinein, als stünde da die Lösung dieses rätselhaften, harten, unerbittlichen Kampfwillens. Dann schüttelt er die Gedanken ab, löst seine Blicke von den Augen des Bürgermeisters und gebietet dem Landdrosten: „Noch einmal!"

„Zu Diensten", buckelt der und wiederholt die Klageschrift gegen die widersetzliche Landeshauptstadt. Als er endet, fragt Wichart zwingend und hart: „Ist Recht Rebellion?"

Und noch einmal lauter und dringender: „Was ist Recht?"

„Wichart!" denkt der Fürstbischof und hört hinter sich die Stimme eines Jesuiten: „Gefährliches Heidentum steckt in diesem Manne!"

Da sagt der Landesherr mit scharfen Worten: „Hier an den Paderquellen baute der große Karl die erste heilige Kirche. Das Heidentum verging, das heilige Sakrament hob sich strahlend über blutige Opfersteine. Das Stift Paderborn ist das schwerste und gesegnetste geworden. Wir haben feierlich das Recht, dem Land und der Landeshauptstadt vorzustehen. Es war Ruhe, solange ein Regiment die Stadt regierte, das unserem Willen gehorchte. Es kam der Unfriede, als ein neues Stadtregiment einzog. Wer sich dem Gehorsam widersetzt, verdient nur noch die Strafe der Züchtigung. Die Eingriffe in meine landesherrliche Hoheit sind ein Unrecht wider das gesiegelte Gesetz. Punkt um Punkt eurer Rechtsbrüche ist verlesen worden. Das werde ich zu strafen wissen und vor seiner kaiserlichen Majestät verantworten können. Die Stadt hat mich durch Trotz und Aufruhr herausgefordert."

Nach einem Schweigen versucht er einzulenken: „Falls Paderborn sich entschließt, mir entgegenzukommen, will ich von Herzen gern helfen."

Ein Schweigen folgt.

Der Bürgermeister fühlt die ganze Feindschaft gegen

sein Werk hellwach lauern. „Wir lassen uns gerne helfen“, stößt Wicharts Stimme endlich in die Stille, „— — wenn damit das alte geschriebene und ungeschriebene Gesetz der Freiheit geachtet wird. Weiß Euer Gnaden noch die Zeit um 1590, da sich Domkapitel, Ritterschaft und Städte gegen die bischöfliche unrechtliche Gewalt vereinigten? Aller Privilegien und Rechte stät und fest zu halten, dabei ihr äußerstes Vermögen aufzusetzen, sich nicht voneinander abzuzweigen, sondern mit Rat und Tat zu helfen? Das ist des Volkes Brauch, dem wir wieder in der Stadt zum Recht verhelfen wollen. Aber Euer Gnaden schickte uns den Unfrieden. Nicht mehr werden die Drosten und Amtmänner bei fürstlichen Gnaden um ihrer Tüchtigkeit willen angestellt, sondern weil sie sich gut katholisch gebärden. Wer im Land wegen Diebstahl, Raub und sonstiger Verbrechereien vom ordentlichen Gericht belangt werden soll, entzieht sich der Strafe, indem er in den Schutz der katholischen Kirche kehrt. Alles Wirken der Jesuiten und jeglicher Klerisei richtet sich gegen den freien, evangelischen Glauben. Wir lassen davon nicht, er ist uns von Gott gegeben. Warum ziehen Euere fürstlichen Gnaden span'sche Meuterer zusammen und legen Heerhaufen rings um Paderborns Mauern? Was haben wir uns im Stadtregiment versehen, daß solches geschieht? Wer will bestreiten, daß wir im Recht sind vor Gott und dem höchsten Gericht, wenn wir unsere alte, heilige Freiheit schützen und schirmen? Warum haben Euere fürstlichen Gnaden Jahr um Jahr von fremdem Kriegsvolk das Land verwüsten lassen mit Mord, Brand und Raub? Warum habt Ihr keine Hand zur Ver-

teidigung gerührt? Legt eine ordentliche Klageschrift vor das Reichsgericht, wenn Ihr bestehen wollt. Woher kommt Euch das Recht, so mit der freien Stadt zu verfahren?"

Und dann wirft Wichart in die erregten, zornigen, erbosten und empörten Gedanken der Bischöflichen ein Wort, das wie eine siegessichere Drohung klingt: „So uns auch nur das Geringste auf rechtlosem Wege zugefügt wird, werden wir stärkere Mächte um Schutz und Entsendung von Truppen bitten, und niemand wird es verwehren können. Weil wir — — —", er ruft es laut und voll Bitterkeit und Zorn: „weil wir nicht stückweise verbluten wollen unter dem Kreuz Euerer Kirche."

„Wichart!" denkt der Fürstbischof, hebt die Hand, gebietet Schweigen. Das Gesicht ist von erbarmungslosem Willen gehärtet, er ruft, und es schallt weit: „Die Kirche ist groß. Ihr muß man dienen. Wollt Ihr, Bürgermeister, unserem Willen und unseren Anordnungen Folge leisten?"

„Nein!"

Eine rote Welle des Zornes überfliegt des Fürstbischofs Antlitz. Ein Gefühl maßloser Empörung weitet sein Herz. Seine Blicke halten das Gesicht Wicharts fest. Er möchte seine geballten Fäuste hineinstoßen. Ein Würgen engt seine Kehle. Er fühlt in sich eine stechende, aufpeitschende Kraft. Ehe er den Mund öffnen kann, um zu sprechen, ruft eine Stimme aus dem Halbkreis der Ratsherren: „Nein! Wer Euch folgt, verrät die Stadt und ihre alte Freiheit, und das Volk sagt: Wer sich unter die Kleie mischt, wird von den Säuen gefressen."

Die Herren sind empört.

Da ballt sich die Auflehnung der Ratsherren zusammen in ein einziges, trotziges, abwehrwildes, eisernes: „Nein!"

Später wurde gesagt, daß selbst einige der Domherren, ergriffen vom ererbten Gefühl volkhafter Gerechtigkeit, das abwehrende, anklagende „Nein!" mitgerufen hätten. — Im rechten Augenblick beherrscht der klare Gedanke, sofort gehen zu müssen, wenn in dieser Stunde nicht alles verloren sein soll, den Fürstbischof. Mit zu Fäusten geschlossenen Händen begibt er sich zu seinem Wagen.

„Wichart!" denkt er, „Borius Wichart!"

Ihm nach folgen die Dechanten, Prälaten, Drosten und Kanzler, aufgebracht und verstört. Nur die Jesuiten haben ein leichtes Lächeln und geringschätzige Blicke.

Der Landtag auf dem Abdinghof ist beendet.

Die Worte sind längst verklungen, aber im Gemäuer hängt noch wie flatternde Fetzen der Nachklang des Gesprochenen, weht es von Empörung, Rachsucht und Haß!

Auf dem Rückweg zum Rathaus sagen Kersting zur Brede und Berthold Cleve zum Bürgermeister, warum er gleich so ins Geschirr gehe? Nicht einmal eine endgültige Stellungnahme des Fürstbischofes habe er abgewartet. Keinen gütlichen Vorschlag angehört. Jetzt sei bei allen Bischöflichen nur noch Zorn und Haß.

Ehe Cort Rhoren ihnen scharf in die ängstlichen

11*

Worte fahren kann, lacht Wichart sie verächtlich an: „Seid ihr solche bangen Hasen, geht doch gleich nach Hause, zieht Panzer an oder lauft auf die Domfreiheit, da seid ihr gegen jeden Angriff gefeit. Ich weiß, was ich zu tun habe. Alles ist bedacht, und jedem Hund der Knüppel schon bereitet. Was frage ich nach dem Bischof und seinen Dompfaffen? Die mögen Stift und Dom besorgen, mir ist von Gott die Stadt zu regieren anbefohlen. Ich fürchte den Teufel und seinen Anhang nicht! Gott und das Recht habe ich auf meiner Seite."

Und die Freunde, die mit ihm gehen, werden wieder stark von der Kraft und Zuversicht seines Glaubens an die gute Sache.

Berthold Cleve senkt den Kopf, weil ihn das helle Augenlicht Wicharts unerträglich bedrängt.

Auf der Rückfahrt zu Schloß Neuhaus fallen die Wirrungen, Fragen und Ratlosigkeiten langsam von des Fürstbischofs Seele. Er ist fast erleichtert, nun, da er um die eherne Beständigkeit des Paderborner Bürgermeisters weiß. Schritt um Schritt formt sich in seinem Innern der Weg, den er zu gehen hat, um die Ketzerstadt unter die Hoheit der heiligen Kirche zu bringen. Eine angespannte Entschlossenheit fließt in seine Adern, der vorgestreckte, grübelnde Kopf scheint gegen alle Widerstände anrennen zu wollen. Sein Herz liegt unter Hammerschlägen. Unbegreiflich ist die Kraft, die die harten Schläge führt. „Aber ich werde bestehen! Ich werde siegen!" — Das ist das einzige, was noch Raum hat in seinem Leben! „Ich muß siegen!"

Die Tage drängen mit heißem Ungestüm zu einer endgültigen Entscheidung. Stunden um Stunden sitzt Bürgermeister Wichart mit seinen Ratsherren zusammen und wägt alle Möglichkeiten zum Wohl der Stadt. Drei Wege gibt es: Die Stadt muß fremdes Kriegsvolk einnehmen, unter hessische Schutzhoheit treten oder noch einmal zu einer juristischen, förmlichen Vermittlung mit dem Fürstbischof bereit sein. Fremdes Kriegsvolk einzunehmen, scheint das Sicherste, da dann auch jeder Verrat von innen bewältigt ist, denn Borius Wichart weiß nun, daß der Bischof und seine Jesuiten alle Mittel anwenden, um die Bürgerschaft gegen sein Regiment aufzuhetzen. Aber diesem Weg steht das kaiserliche Mandat entgegen. Falls es gebrochen wird, wird über die Stadt die Reichsacht verhängt, und dann kann es sein, daß Graf Rietberg Befehl bekommt, die Reichsacht zu vollstrecken. Da ist es das Beste, Städte, Ritterschaft und Domkapitel um Schutz anzurufen; denn niemals kann der Fürstbischof ohne Klageartikel, die dem Schiedsgericht

vorgelegen haben, mit Geschütz und Kriegsvolk seine Landeshauptstadt anfallen. Um für jeden Schritt der tätlichen Abwehr gesichert zu sein, entschließt sich der Bürgermeister zu einer nochmaligen Verhandlung, die von vorneherein ohne Aussicht ist. Domkapitel, Ritterschaft und Städte haben ihre Hilfe zugesagt, falls der Fürstbischof ohne Verhör und Beschluß der Landstände mit Gewalt gegen Paderborn vorgeht.

Die Paderborner Bürgerschaft ist guten Mutes, denn vor diesem wehrhaften Beschluß der Landstände mußte auch ein Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg zurückschrecken.

Aber Borius Wichart blieb kühl und wachsam.

Unter dem Schutz der Dunkelheit kommen Freunde zum Bürgermeister und wissen zu berichten, daß der Befehlshaber der bischöflichen Heere, Graf Rietberg, immer neue Truppen anwerbe, die mit den Spaniern zusammen schon eine gefährliche Macht darstellten. Ein Fähnlein nach dem andern beziehe Quartier in den Dörfern vor der Stadt.

Während des Gottesdienstes im Dom am Karfreitag muß jeder Waffenpflichtige auf dem Marktplatz unter Gewehr stehen. Mittwoch nach Ostern kommt die sichere Nachricht, daß die Spanier bereits in die umliegenden Orte eingerückt sind. Da geht Wichart in das Haus des Stadtsyndikus Wolfgang Günther und bringt ihm drei Urkunden, die er sofort dem protestantischen Landgrafen von Hessen zu überbrin-

gen hat. Auf dem ersten Bogen steht die Vollmacht für den Landgrafen, auf dem zweiten der Soldvertrag für den hessischen Feldobersten. „Nicht Paderborn wird zuerst angreifen, Günther, sondern der Bischof wird mit Gewalt gegen uns vorgehen. Dann sind wir einer drohenden Reichsacht ledig und dürfen fremdes Kriegsvolk einnehmen. Wenn wir dann gemeinsam mit dem Hessenheer die bischöfliche Macht zerschlagen, wird endlich Paderborns uralte Freiheit wieder leuchten, und die andern Städte, Höxter und Herford, Braunschweig und Soest, Köln und Münster, die sich noch gegen die bischöfliche Unterdrückung wehren, werden so stark und frei wie wir; dazu soll unser hessischer Verbündeter helfen."

Wolfgang Günther entrollt den gesiegelten Bogen und liest noch einmal die Vollmacht durch: Unter der Regierung des ehrwürdigen Fürsten und Herren Dietrich, Bischof des Stiftes Paderborn, sei dasselbe fast alle Jahre von ausländischem Kriegsvolk, sowohl holländischem als spanischem, mit Mord, Raub und Brand heimgesucht und um etliche tausend Thaler gebrandschatzt. Der Fürstbischof habe aber weder eine Hand zur Verteidigung gerührt, noch einen Heller zu den Kontributionen gegeben. Von solch fremdem Volk sei nicht nur des Stifts Untergang, sondern besonders auch der Stadt Paderborn Überfall zu besorgen. Dazu sei nun notorisch, daß der Graf von Rietberg unter dem Schein, als sollten sie auf Emden geführt werden, bei zweitausend Mann zu Roß und zu Fuß angeworben habe, der Intention wegen der streitigen Agende des Stiftes Ständen, oder einem Stand zuvor, feindlich zuzusetzen und zu überschnel-

lern. Sothan Kriegsvolk sei auch bereits in die bei Paderborn fast umliegenden Dörfer verlogirt, dazu des Fürsten Bauern eilends gemustert. Sie aller wollten sich nicht wider alles klare Recht und Herkommen der Paderborner Stände ohne Warnung und Klage und Verhör plötzlich von ausländischem Volk überfallen und plündern lassen, und nachdem sie sich an das Domkapitel gewendet, dieses aber vergebens oftmals an den Fürstbischof geschrieben, jetzt aber höchste Gefahr im Verzuge sei, so hätten sie den ehrenfesten, hochgelehrten Herrn, der Stadt Syndikus, Wolfgang Günther, abgefertigt und bevollmächtigt, bei dem Landgrafen um gnädigen Schutz und Schirm oder auch Entsatzung der Stadt anzurufen, deshalb auf ein Jährliches zu kontrahieren, und jeglichen nach seinem besten Verstand und Willen ins Werk zu richten, was sie alles ratifizieren und genehm halten würden unter ausdrücklicher Verpfändung ihrer Habe und Güter — nun aber noch in allem des hochgedachten Bischofs landesfürstliche Obrigkeit vorbehalten.

Um die Stunde, da der Stadt Syndikus Günther Paderborn verläßt und nach Kassel reitet, liegt Graf Johann von Rietberg fiebernd auf der Bettstatt. Angesichts der dringlichen Entscheidungen ist der Fürstbischof selbst auf das Rietbergsche Schloß gekommen und überlegt mit dem kriegskunstkundigen Grafen die Möglichkeiten eines baldigen Sieges über die freie Reichsstadt Paderborn.

„Die Bürgerschaft glaubt sich in Sicherheit. Sie nimmt an, daß ich ohne offenkundigen Fehdebrief die Stadt nicht überfalle. Der Vertraute Wicharts, Wolf-

gang Günther, ist nach Kassel abgereist, ein Teil des Rates begibt sich morgen zur Ständeversammlung nach Nieheim, acht Stunden von Paderborn entfernt, um nochmals mit meinen Räten zu verhandeln. In der Stadt aber bohren und zerwühlen unsere Anhänger den Widerstand der Bürger. Graf Rietberg! Die Stunde ist uns reif!"

Der Kriegsmann richtet sich auf. Als er spricht, ist die Stimme gesammelt und von befehlender Klarheit: „Gut — es ist alles bereit!"

Dann reiten die Leibsoldaten auf die Dörfer, in denen die Heere Quartier haben, und überbringen den Befehl, daß die Mannschaften unter vorsichtiger Dekkung auf den Haderbusch, in unmittelbarer Nähe Paderborns, losrücken sollten. Dort sei am Abend Musterung. In die Feindschaft gegen das freiheitsfrohe Paderborn kam eine rebellische Kraft.

„Was da draußen für ein Lärm ist?" wundert sich Bürgermeister Wichart, tritt an das Rathausfenster und stellt dann sachlich fest: Sie sind also schon so weit!

Vor dem Rathaus haben sich tumultierende Männer zusammengerottet und rufen mürrisch und fordernd seinen Namen. Er geht die Treppe hinunter und steht unvermittelt vor ihnen. Einen Augenblick ist betretene Ruhe, dann sticht von hinten eine Stimme: „Ihr hintergeht die Bürgerschaft", und dann löst sich die Stille in wogende Verworrenheit auf. Die schreienden Worte knüllen sich unentwirrbar zusammen. Regungslos bleibt Borius Wichart auf der Treppe stehen und mustert scharf jeden der Schreienden. Jetzt sieht er, daß hinten Waffen über den Köpfen der Männer blitzen.

„Was wollt ihr?"

Das springt sie an wie klingender Stahl. Die vorne stehen, drängen zurück, murren beschwichtigende Worte, das sickert durch die Menschen, der Tumult

ebbt langsam ab. Nur hinten grollt es immer noch, frech, hetzend, empörerisch. Der Bürgermeister tritt vor einen Bürger hin, seine Blicke fassen ihn, lassen den nicht los: „Was treibt euch her?"

Der windet sich, müht sich, zu entkommen, wird in den Rücken gestoßen, schluckt, stottert: „Es wird gesagt, — es geht in der Stadt um, daß Ihr keinen Frieden mit dem Bischof haben wollt."

„Der Bischof hat Euch den Frieden angeboten, Ihr habt ihn nicht genommen", gellt eine Stimme dazwischen.

„Wann war das?" fragt Wichart ruhig zurück.

„Ihr habt uns einen Friedensbrief des Landesherren verschwiegen!"

Die Menge wird wieder unruhig. Und die Stimme Wicharts rüttelt sie zur Besinnung: „Das ist Lüge. Nie hat der Bischof der Stadt einen ehrlichen und gerechten Frieden geboten!"

Der Schreier da hinten versucht abzulenken: „Jetzt kommen die Hessen mit Prassen und Stolzieren in die Stadt."

Da hält es der Bürgermeister an der Zeit, die Lage offen darzutun. Die Worte sind von gebietender Macht und brechen eine breite Bresche in ihren aufgehetzten Aufruhr. Die klare Kraft des Gesprochenen zwingt sie zum Hören und Nachdenken, zu Einsicht und Vernunft: Heilig sei jeder Friede, aber nur, wenn er auch die Ehre brächte. Das aber wolle der Fürstbischof nicht. Er verlange wohl einen Frieden, aber einen feigen, erbärmlichen, unterwürfigen. Treue, Urväterrechte und alte Verträge würden, wenn dieser Friede angenommen sei, mit einem Schlag zertreten. Ob sie

das wollen? Ob sie das wünschten? Ob sie bereit seien, diese Schuld vor Gott und der Welt auf sich zu laden? Niemals würde die Stadt unter seiner Führung den Fürstbischof angreifen. Aber sie wollten stark sein und Schutz vor jedem Angriff in ihren Mauern haben. Sie hätten zu wählen zwischen einer freien, stolzen, ehrwürdigen protestantischen Reichsstadt oder der untertänigen, geknechteten, armen, willfährigen, ehrlosen Bischofsstadt.

Und Wichart sagt: „Seht, da steht der Dom." Seine Hand weist auf das ragende, weiß schimmernde, himmelstürmende und dennoch zuchtvoll gebändigte Steinwerk, und alle Blicke folgen unwillkürlich.

„— — So hart und steinern soll unser Glaube an die Freiheit sein. So ist das Sinnbild unserer Stadt immerzu aufgerichtet vor uns."

Da muß er denken: Aber innen ist eine böse, schleichende, tödliche Krankheit!

Er zügelt seine abirrenden Gedanken und sagt weiter: „Wenn der Bischof uns ein rechtliches Friedensangebot gemacht hätte, glaubt mir, es wäre längst besiegelt. Aber nichts ist geschehen. Und wenn nun die Füchse umherschleichen und Aufruhr und Verrat unter euch werfen, jagt sie davon, brennt sie aus, steht zusammen. Es ist der Befehl Gottes, das Land in der Freiheit zu halten. Wir werden nicht angreifen, aber wir werden uns wehren bis zum letzten Atemzug, wenn wir angegriffen werden. Dann stehen wir wie Steine. Und wenn wir dann gesiegt haben, Männer, ist unsere Freiheit für alle Zeit und Ewigkeit gesichert. Denn dann werden wir dem Bischof das Friedensangebot vorschreiben! Und wir werden sie-

gen. Wenn aber einer von euch, Männer, gegen die Stadtgesetze verstößt, so ist er ein meineidiger Hund und verdient Prügel! Was verlangt ihr noch zu wissen?"

Sie stehen stumm. Noch einmal sagt die hetzende Stimme von vorhin, aber viel ruhiger: „So schickt zum letztenmal fünfundzwanzig, denen Ihr vertraut, zur Verhandlung nach Schloß Neuhaus."

Wichart weiß, daß da Hinterlist und Verrat sprechen. Aber er will den Bürgern einen Beweis seines Friedenswillens geben und verspricht, eine Abordnung noch heute abend nach Neuhaus zu entsenden.

Inzwischen sind die Wichartfreunde herbeigekommen, spüren die befehlende Kraft ihres Bürgermeisters, und einer ruft, daß es funkelt und die andern mitreißt: „Es lebe Wichart!"

Zustimmung brandet auf.

Dann gehen die Männer ruhig und ernüchtert wieder an ihre Arbeit. Aber es stehen noch einige zusammen und beraten flüsternd und ratlos, was nun zu tun sei, um die Bürger aufzuwiegeln, nachdem Wichart diesen Versuch einer Meuterei zerschlug. Berthold Cleve sagt aufgeschreckt: „Wenn erst einmal die Petarden die Tore der Stadt zerreißen, ist es leichter für uns. Viel leichter."

Er geht aufs Rathaus zum Bürgermeister, noch einmal versuchend, ihn zu beraten. Aber er geht ohne Glauben an seinen Auftrag: Der Wichart ist viel zu stark. Stärker als seine ganze Feindschaft. Denn er glaubt an das Gute.

Wichart befiehlt einigen Ratsherren, noch einmal auf Schloß Neuhaus zu gehen, um den Friedens-

willen der Landeshauptstadt kundzutun. Sie brechen auf.

In starrer, feindlicher Ruhe liegt das Schloß im gepflegten Park. Sie werden vorgelassen. Der Bischof hört sie höflich an, lacht leise, hält beide Hände flach vor sich: „Euere Bitte ist billig, kommt aber zu spät. Wir haben ein anderes Mittel, das niemand mehr ändern kann. Mit Gottes Hilfe soll morgen in der Frühe, Schlag acht, auf dem Paderborner Markt weiterer Bescheid erfolgen."

Damit sind sie verabschiedet. Sie beeilen sich, wieder nach Paderborn zu kommen. Die höflichen, wohlgesetzten Worte des Bischofs haben ein gefährliches Gesicht.

Eine knappe Stunde, nachdem die Paderborner Ratsherren das Schloß verlassen haben, meldet Graf Rietberg seinem Fürstbischof, daß alles bereit sei. Er habe die Völker am Haderbusch selbst besichtigt, die Fähnlein gerichtet und den Plan bekanntgemacht. Er werde mit seiner Leibkompagnie vorausziehen und das Außentor der Westernpforte mit einer Petarde sprengen. Die andern beiden Tore würden von Bischofsfreunden innerhalb der Stadt heimlich geöffnet werden. Sie hätten schon Nachricht. An den Häusern, an denen Laternen hängen, müßten die Knechte vorbeigehen, alles andere niedermachen, was ihnen in den Weg käme.

Als er geht, ruft der Fürstbischof ihm nach, sie sollen sich des Totschlagens soviel als möglich erwehren!

Draußen lacht der von Rietberg.

Und der Fürstbischof denkt, als es wieder still und

lastend von unsichtbarer Spannung um ihn ist: Nun poltern die Würfel des Schicksals im großen Becher der Zeit, bald fallen sie, und die Entscheidung ist da!

Um diese Zeit ist der Stadtsyndikus Wolfgang Günther in Kassel beim Landgrafen von Hessen, der, nachdem er eingehend die Lage der ihm freundlich gesinnten Stadt Paderborn geprüft hat, seine Hilfe zusagt und Befehl erläßt, Truppen zu rüsten, damit zur Stunde der Gefahr den Paderbornern Hilfe zuteil werde.

Den ganzen Tag haben Aprilschauer die Stadt verdunkelt, gegen Abend bestrahlt der glutrot versinkende Sonnenball die letzten Wolken mit verklärendem Schein. Unvorstellbar weitgebreitet, wie eine goldgetriebene Platte, liegt das Land unter hauchdünnen roten Nebeln. Der Sonnenglanz fängt sich in den Fenstern der steilen, erkergezierten, hochgiebligen Patrizierhäuser Paderborns und läßt sie aufglühen. Als die Sonne versinkt und kalte blaue Abendschatten über die Stadt fallen, beziehen die Nachtwachen die Tore. Die Westerntorwache führt Dietrich Stamp. Beim Nachtbeginn sprüht ein leichter Regen nieder.

In der Weinstube am Markt sitzen Dethart Crop, Herbolt Hartmanns, Johann Rosing, Florin Grube, Berthold Cleve und noch sechs weitere heimliche Wichartfeinde. Der weinselige Wirt hat sich schon gewundert, wie wenig Wein die Herren heute fordern. Die hocken am Tisch, sprechen kaum einmal ein Wort, haben die Arme aufgestützt und brüten vor

sich hin. Die Tür wird aufgerissen, und der Fähndrich Dornemann klirrt herein, verlangt sein abendliches Glas und setzt sich in die Nähe der Männer, ohne sich um sie zu kümmern. Heute nacht hat er abwechselnd die Stadttore zu überwachen. Er flucht über den Regen. Gerade will er aufbrechen, um noch einmal die Westernstraße entlangzugehen und die Wachen am Westerntor zu prüfen, da fängt er ein halb geflüstertes Wort auf: „Sie bleiben doch nicht zu lange aus?" Im Klang der rostigen Stimme ist etwas, das den Fähndrich aufmerksam macht. Er bleibt sitzen, scheinbar angelegentlich mit seinem Glas beschäftigt und forscht unmerklich in den Gesichtern der anderen. Je prüfender er hinter ihre scheinbare Gleichgültigkeit dringt, um so deutlicher erkennt er hinter den Masken eine geduckte, krampfhafte Spannung.

Sie bleiben nicht zu lange aus? denkt Dornemann, was soll das heißen? Sein rauhes, bärtiges Gesicht hat nachdenkliche Falten. Herbolt Hartmanns tritt ans Fenster, wischt die kleinen, gebuckelten Scheiben, die der Stubendunst beschlug, späht auf den Marktplatz, der dunkel, naß und schweigsam daliegt. Er läßt sich wieder auf seinen Platz fallen, teilt den anderen mit: „Es regnet! Nur gut, nur von Nutzen." Zwischendurch trinkt er bekräftigend einen Schluck.

„Halts Maul!" stößt Johann Rosing ihn böse brummend an. Sie sinken wieder in ihre mühsam gewahrte Schweigsamkeit. Stickiger, brauner Tabakdunst verhüllt sie. Bald, denkt Berthold Cleve, bald brauche ich nicht mehr Freund zu spielen. Bald brauche ich dem Wichart nicht mehr Ratsherr sein. Der Ge-

danke treibt ihm das Blut ins Gesicht. Dornemann wird unruhig, wickelt den kurzen Mantel mit dem Radkragen fest, tritt durch die niedere, ächzende Tür nach draußen. Der durchdringende, windige Regen ist widerlich. Dornemann geht bis vor das Rathaus. Das ist in dunkler, nasser Schwärze verhüllt. Während er die Gassen an der Domfreiheit vorüberschreitet, hört er wachen Sinnes nach allen Seiten, nichts ist vernehmbar. Da wendet er, einer plötzlichen Eingebung folgend, den Schritt und geht ans Westerntor. Schwarz und mächtig wächst die Stadtmauer vor seinen Blicken in die Regennacht auf.

Da ist ein Schritt.

Eine dunkle Gestalt sucht nach rechts abzubiegen. Mit einem Griff faßt der Fähndrich danach. Er bringt seinen Kopf nah an des andern Gesicht: „Ach", staunt Dornemann, „Jost Kopperschmidt! Ihr? Hier in der Nacht? Was soll das?"

„Nichts", stammelt der Erwischte, „wollte nur den Stamp aufsuchen."

„Gut", flüstert Dornemann in sein Ohr, „ich gehe mit Euch, aber macht Euere Schritte leise, verstanden!" Kopperschmidt muß folgen. Als Dornemann die Tür des Wachthauses aufreißt, brennt eine kleine trübe Öllampe. Von den drei wachthabenden Bürgern ist nichts zu sehen. Dornemann stößt Kopperschmidt in den Raum, legt den Eisenriegel vor, dann wirft er seinen Mantel ab, tastet durch die Dunkelheit zum Tor hin. Er hört schleifende Geräusche, dazwischen dunkle Worte. Eine unbändige Lust, das verschwiegene Rätsel zu lösen, treibt den Fähndrich zwischen die hantierenden Männer. „Kerl, o Mann", ruft er über-

rascht, „Stamp, Drolshagen!" Sie schrecken jäh zusammen und richten sich auf. Am Boden liegen Eisenstangen, scharfzackige Sägen.

„Feines Werkzeug!" flüstert Dornemann ergrimmt. Eine grausame Wut springt ihn an: „Sie wollen die Stadttore aufbrechen. Dann müssen draußen welche warten! Gefahr!" schießt es durch sein Hirn.

„Wo sind die Bürger von der Wache?"

„Die Vögel sind eingesperrt, ehe sie anfangen zu pfeifen", höhnt Dietrich Stamp. Wie Mäuse in der Falle sind die überrumpelten Bürger zwischen der Außenpforte und dem Notpförtlein eingesperrt.

Während Dornemann sich daran macht, die Bürger herauszulassen und Alarm zu geben, fährt ihm ein dumpfer Schlag durch den Kopf, er sackt schwer zusammen.

Keuchenden Atems läuft Dietrich Stamp die Westernstraße entlang aufs Rathaus zu. „Jetzt — — den — — Schlüssel!" schnauft er. Verschwitzt stolpert er die Treppe hinauf, um vom Rathauswärter einen Torschlüssel zu verlangen. „Habe Auftrag vom Bürgermeister", lügt er, „gebt den Schlüssel!" Der Rathauswärter ist nicht einmal erstaunt. Mustert den Kriegsmann im Schein der Zinnlaterne, weist die steinerne Treppe nach oben. Stamp glotzt verständnislos.

Ich muß den Schlüssel haben, denkt er krampfhaft. Ich muß den Schlüssel haben. Das Tor muß offenstehen.

Der Diener geht dem Kriegsmann voraus, stößt die Tür auf, schiebt ihn über die Schwelle. Das Staunen nimmt dem entgeistert Starrenden fast den Atem.

12*

Die dicken Lippen bewegen sich lautlos, er will sprechen, stammelt.

Da fragt eine kalte, harte Stimme: „Nun?"

Das wirft ihn fast um. „Weg von hier, weg, weg! Der Wichart, o verflucht!"

An dem langen, schweren Tisch, hinten in einer Ecke des weiten Rathaussaales, durch das großschwarze Schatten wogen, sitzt im Scheine eines rußenden, flakkenden Spanes Borius Wichart. Vor ihm liegen die Schlüssel der Stadttore.

„Ihr wollt einen Schlüssel!" weiß Wichart den Wunsch Stamps.

„Ja, ja", stottert der.

„Wozu?"

„Das Westerntor öffnen."

„Woher kam Euch der Auftrag?"

„Von den Bischöflichen."

„Kommt her!" hört Stamp einen unausweichlichen Befehl. Er geht schwankend auf den Tisch zu. Wichart erhebt sich. Kurz, wie zackende Hiebe schlagen seine Worte durch den hallenden Saal: „Auf der Stadt Gut seid Ihr vereidigt! Eine große Stimme hat mich heute nacht aufs Rathaus gerufen. Hier liegen die Schlüssel! Die Stadt steht! Ich weiß alle Gefahren!"

Ein zorniger Gedanke reißt seinen Arm hoch. Er zerrt den brennenden Kienspan aus dem Eisenhalter und schlägt ihn ins angstverzerrte Gesicht Stamps: „Judas!"

Wichart schlägt unerbittlich weiter.

„Verkauft Euch und die Stadt!"

Vor Schmerz brüllend rennt Stamp hinaus. Wi-

chart hält immer noch das brennende Holz in der Faust.

Einen habe ich gerichtet, denkt er, wieviel andere hocken noch in der Stadt?

Und dann weiß er: Draußen steht der Feind.

Als Borius Wichart das Rathaus hastig verläßt, birst die Stille von einem furchtbar schütternden Knall. Der Feind! Gefahr!

Das reißt Paderborns Männer und Frauen auf die Gassen.

Graf Rietberg hat am Westerntor die Petarde losgebrannt, sie zerschmettert die Außenpforte und sprengt einen Teil der Mauer. Fähndrich Dornemann ist aus seiner Bewußtlosigkeit wieder erwacht, es gelingt ihm noch rechtzeitig, das Eisengatter, das die Tore vor Andringenden schützt, fallen zu lassen.

Den herbeieilenden Männern gebietet er, Holz, Steine und Mist herbeizuschaffen, die Risse zu stopfen, das Tor zu verrammeln. Die Männer gehorchen.

Zwischen den lärmenden, schreienden, heulenden Frauen und erregt erschrockenen Männern zwängen sich Gestalten, hetzen, wühlen, geifern, Haß, Zwietracht, Aufruhr: „Wichart hat verspielt! Los! Rietberg kommt als Sieger. Der Bischof hat gewonnen. Empfangt ihn!"

Aufstand!

Meuterei!

Losbruch!

Es durchbohrt ihre verwirrten Geister. Wie zähe, heiße Ströme durchrinnt es die Menschen, fängt sie wie in brennende Netze. Macht sie unsicher, maßlos, haltlos.

„Rietberg zieht ein!"

„Der Fürstbischof siegt!"

Pfeifen, Lärmen, Johlen, dazwischen sich windend, im Kreise umlaufend das glostende, sprühende Hetzen. Aus Häusergiebeln werden brennende Laternen gehängt!

„Da! Verräter! Wichartleute!" Alles klare Denken ist erloschen. Wie ein großer Tiegel ist die Stadt, darinnen es gärt, brodelt, kocht. Dazwischen weinen Kinder, über alles hin lärmt die donnernde Sturmglocke. Und von den Stadtmauern her fegen wirbelnde Wolken eiserner Geräusche: Der feindliche Angriff!

Die dunklen Gestalten geben nicht nach. Schüren, flüstern, hecheln, tauchen hier auf und da. Die Frauen schlagen ratlos die Hände vor die Gesichter. Sie sind den stachelnden Worten hilflos preisgegeben. Die Männer packt maßlose Erregung.

„Wo ist Rietberg? Schon in der Stadt? Draußen? Wo?"

Und die Hetzer wühlen: „Er ist schon hinter'm Tor. Er kommt."

Vor den Mauern fegt der brausende Eisensturm.

Die Glocken heulen.

Wie laut die Nacht ist, wie brennend der Haß.

Ausweg! Ausweg!

Sie irren umher, stehen still, lassen sich tragen vom Gewühl, werden angetrieben vom Aufruhr.

„Los! Los!" Sie geben nicht nach, die glühenden Hetzworte.

Vor dem Rathaus und in der Westernstraße strudelt es am schlimmsten. Auf einmal sind auch Waffen da, recken sich klirrend, schlagen aneinander. Gegen

wen? Für wen? Die dunkle, sich schiebende Masse drängt tobend dem Rathaus zu. Hinter der Stadtmauer muß ein Haus Feuer gefangen haben. Gelbglühende Brandfahnen durchschlagen die unruhigen Lüfte. Alle Glocken dröhnen, wimmern, schüttern. Da steht plötzlich ein Mann im dichtesten Gewühl.

Steht ganz fest und unbeirrbar wie ein Block in strudelnden Wassern. Die Männer quetschen sich vorbei. Werden angestarrt von zwei eisigen Augenlichtern. Stehen starr, reglos. Eine Frau sagt: „Wichart".

Das hören die Männer, drängen nach, halten dem Bürgermeister die blanken Waffen vor den Leib. Er blickt sie an. Seltsam kraftlos werden da ihre Arme. Sie sehen sein hartes Gesicht, in dem der Wille zu stählerner Entschlossenheit gerann. Wie eine Messerschneide der Mund, wie Klingen die kurzen, hellen Worte: „An die Mauer! Der Feind schlägt die Stadt. Es ist keine Zeit mehr. Lieber mit Frau und Kind in der Stadt verbrennen, als in Knechtschaft untergehn. An die Arbeit! An die Pflicht! Freiheit! Los!"

Sie machen eine Gasse, werden zusammengerissen, ernüchtert von dem unausweislichen, scharfen Befehl, schließen sich an, formieren sich in Rotten. Die Männer schicken die Frauen und Kinder in die Häuser, ihre Stimmen sind wieder trocken und kühl wie sonst. Wicharts Befehl stellt sie auf den gewohnten Platz, kühlt sie ab, stählt den Willen, weckt die Abwehr. Plötzlich hört der Bürgermeister hinter sich noch einmal Hetzworte, stockt, wendet sich, peitscht: „Freiheit! Los!"

Da verschwinden die Aufrührer.

Es herrscht die Pflicht.

Der lange Zug der Paderborner, an der Spitze Wichart, langt im Laufschritt an der Westernpforte an. Der Regen hat aufgehört. Eine hagere Helligkeit trieft aus den Himmeln. Einen Herzschlag lang überkommt den Bürgermeister eine warme Freude, als er hinter den Brustwehren an den Geschützen seine treuen Genossen sieht: Walter Koithe, Cort Rhoren, Dornemann, Menke Scharmann, Henrich Disse, Johann Rust, sie alle sind zur Stelle, arbeiten schwitzend in Rauch und Glut mit zusammengekniffenen Augen hinter den brüllenden Geschützen. Sie achten kaum auf das, was um sie her geschieht, sind ganz dem tobenden Kampf hingegeben. Plötzlich ist alles verhüllt und schwarz von Rauch und Lärm. Schwere Mauerbrocken knirschen aus dem Gefüge. Krachend bricht ein Teil der oberen Mauer der Stadtwehr zusammen. Der Brescheschuß der Bischöflichen hat in das Paderborner Ungetüm der Abwehr mit furchtbarer Wirkung eingeschlagen. Die Geschütze auf der Mauer verstummen. Am Boden, begraben von Staub, Qualm und Gesteinsbrocken, wälzen sich Männer. Eine unerträgliche Stille ist hinter der Mauer, draußen brandet der brausende Ansturm der Bischöflichen. Auch Wichart ist von der Lufterschütterung zu Boden geworfen worden, rüttelt sich schon wieder hoch, und wie von einer machtvollen, lautlosen, befehlenden Stimme gerufen, sind plötzlich die Obersten und Fähndriche bei ihm. Wicharts Wesen sammelt sich zu Klarheit und Härte eines einzigen Gebotes: „Jeder Mann an seinen Platz! Jedes Geschütz muß bellen. Die Hauptmacht an das Tor setzen. Die Frauen sollen heißes Wasser und Pech anbringen." Sie gehen an

ihre Plätze zurück. Wichart packt Rhoren an dem Arm: „Ihr überwacht alle Plätze rings an der Mauer. Jeder muß auf seinen Posten sehn. Acht geben auf die Tore!"

Inzwischen sind die Geschütze wieder gerichtet, die vollen Geschützkörbe herbeigeschleppt, brennend zischen die Lunten. Die Mauer steht wie eine Wand, dahinter es herantost: Klirren, Pferdewiehern, Getrappel. Es schwillt schäumend näher, scheint sich im großen Stadttor wie im Siedekessel zu verdichten. In der Stadt ist es immer noch die zum Bersten gespannte Stille. Wichart sieht jeden an seinem Geschütz, wirft einen Blick hinter sich; stumm liegt die Stadt, in den Häusern brennen die Lichter. Von roten Bränden lohend angeleuchtet reckt sich der Domturm wie eine steinerne Flamme. Die Glocken sind verstummt. Die Stille drückt quälend.

Da legt Borius Wichart den Kopf zurück, ruft mit der ganzen Kraft seiner Stimme: „Los!" und noch einmal: „Los!"

„Dran! — Dran!" kommt der Schlachtruf der Männer hallend zurück. Da schreien die Geschütze das große Osanna der Freiheit.

Am Westerntor ist die Gefahr am drohendsten. Die Feinde sind bis an die Notpforte vorgedrungen und bearbeiten sie mit Stangen und Äxten. Wichart läßt drei leichte Feldschlangen anschleppen, die Mündungen vor die Pforte richten. Zwanzig Männer sind bei ihm, halten die Hakenbüchsen schußfertig, starren gespannt aufs Tor. Wichart hebt den langen, blanken Spieß, ruft den Leuten an den Geschützen zu: „Fertig!"

Splitternd wird von den Feinden innen das Tor

zerschlagen. Und ehe noch der erste Bischöfliche, ein spanischer Knecht mit kahlem, schmalem Schädel, die Stadt betritt, rennt er aufbrüllend in den zustoßenden Spieß Wicharts. Da drängen auch die andern Paderborner vor, stechen und hauen in die verballten Haufen der Spanier. Wahnwitzig brüllen die Getroffenen. Wer sich noch eben schleppen kann, will zurück. Die nachstoßenden Bischöflichen versperren ihren eigenen Leuten den Rückzug. Vor ihnen tanzen die höllischen Flammen der Paderborner Geschütze. Das Getümmel in dem engen, von Menschenleibern verstopften Torgewölbe wird so wirr und grausig, daß Wichart befiehlt, nur noch mit einem Geschütz zu feuern. Blut und Schweiß, Staub und Pulverdampf hängen stickig im Torgang, der zum Schacht des Todes wird, aus dem es kein Entrinnen gibt. Knirschend schlagen die brennenden Geschosse in die verknäulten Menschenleiber. Die nachdrängenden Spanier haben eingesehen, daß ein Durchbruch durch dieses Todestor unmöglich ist, langsam weichen sie zurück. Wichart gebietet, das Tor sofort zu verrammeln. Mühsam atmend, naß von Schweiß und Blut, machen sich die Männer an ihre Arbeit und schütten einen Wall vor das Tor. Währenddes klettert Wichart auf die Mauer, wo hinter den Brustwehren hervor die Geschosse unter schwarzen Rauchwolken wie flüssige Feuer in die Tiefe springen.

Lautlos und unbemerkt ist die Morgenhelle aufgestiegen und legt sich über die nassen, weiten Felder und Wälder. Wichart stellt fest, daß inzwischen das gesamte Rietbergsche Kriegsvolk der Stadt nahegekommen ist. Sie setzen ihre Schlagkraft gegen die westliche Stadtseite an. Das Fußvolk hat bereits die

Wassergräben erreicht und lädt, obwohl ständig das tödliche Blei zwischen sie schlägt, eine feste Bohlenbrücke von einem Wagen, um sie über den Wassergraben zu legen. Dicht hinter den Fußknechten warten tausende Kriegsleute mit Arkebusen und Musketen auf den Befehl zum letzten, entscheidenden Sturm. Im weiten Halbkreis sind auf Bodenerhebungen die feindlichen schweren Geschütze aufgestellt. Zwischen zwei runden lehmgefüllten Deckungskörben ragen die Mündungen in Richtung der Stadtmauer. Bunte Fahnenfetzen hängen an langen Stangen auf den Körben. Aus der Reitermenge löst sich ein stahlschwerer Ritter, auf dessen Helmsturz ein langer roter Federbusch wallt. „Rietberg", weiß Wichart, und richtet seine Aufmerksamkeit auf den Befehlshaber der bischöflichen Truppen. Den Feinden ist es gelungen, die Brücke über den Wassergraben zu legen. Wichart läßt die Geschützrohre auf den gefahrdrohenden Punkt richten. In rasendem Galopp reitet Rietberg zur Brücke, gefolgt vom laufenden Fußvolk. Da beißen sich die Glutstrahlen der Paderborner Geschütze in die Angreifer fest. Zwanzig spanischen verwegenen Kriegskerlen gelingt es, über die Brücke, bis dicht an die Mauer vorzustoßen. Sie hauen die eisernen Sturmleitern in die Mauerfugen, klettern hoch. Da sie dicht unter der hochragenden Mauer zum Angriff ansetzen, bleiben sie unbemerkt. Über sie hinweg tobt das Feuer auf die Männermenge an der Brücke. Hinter den Strichwehren arbeiten die Paderborner, daß ihnen der Schweiß über den Leib läuft. Hinter ihnen haben die Frauen Holzfeuer entzündet und kochen in großen Kesseln Wasser und Öl. Als Wichart sich umwendet,

sieht er unter den Frauen die schlanke, straffe Gestalt Frau Gertrudis. Sie lacht dem Mann zu. Er spürt in diesem Augenblick eine Angst um sie. Geh zu den Kindern! will er rufen, aber da fassen seine Blicke die andern Frauen, die unentwegt mit festen, tapferen Händen ihre Pflicht erfüllen. Da sind sie ihm wie Sinnbild der Heimat. Um sie den Wall des Schutzes, der Sorge und des Kampfes zu bauen verlohnt sich, denn sie tragen alles Leben und alle Zukunft. Plötzlich werden die Augen Frau Gertrudis weit vor Schreck, ihre Hand weist auf die Schußöffnung der Strichwehr, blitzschnell folgt er ihrer weisenden Gebärde, da steht das Gesicht eines Spaniers, naß, verdreckt, in schmalen schwarzen Augen eine irre Mordlust. Zwei Fäuste verklammern sich im Gebälk, der Körper zieht sich hoch, mit einem Sprung ist Wichart an der Öffnung, stößt die Fäuste gegen die Gestalt. Die hängt fest. Das Gesicht wird zur wutverzerrten Grimasse. Da hebt der Bürgermeister das Handrohr, schwingt es und wie ein schwerer Eisenbrocken saust es auf den Feind nieder. Ein Schrei. Das Gesicht verschwindet. Wichart ruft den Männern zu: „Achtung, die Mauer!" Da wissen sie Bescheid. Die Frauen richten die Kessel mit kochendem Wasser und glühendem Öl und reichen sie den Männern. Die nehmen die Gefäße an, schieben sie durch die Schußöffnungen, gießen die siedenden Ströme auf die feindlichen Kriegsknechte, die wie Ameisen an den schmalen Sturmleitern hochklettern. Mit grauenhaften Schreien stürzen sie hinterrücks in die Tiefen.

Ein paar Schritte neben Wichart gibt es bei den Paderbornern lautes Halloh. Mit heißem Kopf und

klopfenden Adern blickt der Bürgermeister hinüber. „Die Brücke", lacht der dicke Bernt Bußmann. Unter den zielsicheren, unablässigen Kanonenschlägen ist die Brücke der Bischöflichen zusammengekracht. Die Spanischen, die sich unter der Stadtmauer befinden, sind von ihren Truppen durch den Wassergraben getrennt und wehrlos dem vernichtenden Kugelregen, der aus allen Schußluken auf sie herabfegt, preisgegeben. Sie werden zermürbt und zerbröckelt wie trockene Lehmschollen.

Wichart steht und späht durch eine Mauerscharte in die Ebene. Die Rietbergschen Reiter sind in großen Bogen ausgeschwärmt, um die Stadt zu umzingeln. Rietberg, kenntlich an Küraß, Feder und Roß, scheint Mühe zu haben, den Fußtroß zu ordnen und zu neuer Schlagkraft zusammenzuballen. Er versucht wahrscheinlich noch einmal, eine Brücke über den Graben bauen zu lassen. Auf Bauernkarren werden Bohlen und Balken herangefahren. Dann reitet er zu den schweren Geschützen zurück. Wichart winkt die Obristen und Fähndriche heran. Dornemann hat von einem herabfegenden Mauerbrocken eine klaffende Stirnwunde. Das Gesicht ist fahl und seltsam hager geworden. Wichart schaut ihn an. Das gibt ihm Kraft, er versucht ein Lächeln. Und sie hören ihres Wichart Befehl: „Die Feinde werden Geschützbrocken in die Stadt werfen, daß es eine Art hat. Alle Frauen und zwanzig Männer sollen sofort in die Stadt und Aufstellung nehmen und Obacht haben, daß kein Brand ausbricht. Die Bischöflichen werfen gleich Pechkränze. Ledereimer, Wasser bereithalten. Alle berittenen Bürger und Bauern sollen am Gyrstor be-

reitstehen und bei Befehl ausbrechen und dem Feind in die Flanke fallen. Alle Wachen auf der Mauer müssen höllisch acht geben. Und nun — an die Geschütze! Los!"

Er hält Dornemann zurück, winkt Frau Gertrudis näher: „Ihr reitet ohne Unterlaß durch die Straßen und habt acht. Wenn einer sich verdächtig zeigt, sofort richten!"

Seine Stimme wird leise und erbarmungslos, es ist eine tiefe Bitterkeit darin: „Ihr wißt, daß der Judas nie schläft. Und gerade beim härtesten Kampf hält er die Stadt feil!"

Dornemann versucht einen Einwand, viel lieber steht er im Geschützgewitter, aber Wichart sagt: „Das ist auch ein großer Kampf, Dornemann, der gegen die Judasse." Da wendet sich der Fähndrich und geht mit Frau Gertrudis die schmale Stiege nach unten.

Die Rohre sind wieder gerichtet und gekeilt. Neben den Geschützen warten die Säcke mit Salpeter und Pulver, die Kugelhaufen liegen griffbereit. Wichart schickt noch einmal einen prüfenden Blick über das Land. Tief hängt der graue Regenhimmel über der Erde. Wie dunkle Qualmfahnen eines fernen, ungeheuren Brandes treiben die streifigen Wolken über die Felder hin. Als ein breiter buntwimmelnder Strom schieben sich die Truppen des Bischofs wieder näher, wie von einer magischen, gewaltigen Hand geschoben und gelenkt. „Wie ein seltenes Brettspiel sieht es aus, wenn man darüber steht", muß Wichart denken, „aber wenn es uns hineinreißt, oh, dann!"

Unwillig über die Gedanken geht er wieder an seinen Platz und richtet den „roten Hund", einen schmiede-

eisernen Hinterlader. In die drei Kammern stopft er mehliges Pulver und legt das Rohr mit einem Keil fest. Auch die andern haben die mächtigen Büchsen wieder zurechtgerückt. Eisenkugeln und Steine sind in die Läufe gekollert und warten auf die zerreißende Kraft des berstenden Pulvers.

Wichart hebt die Hand hoch und auf das Zeichen hin überstreuen die tödlichen Saaten das Land, in das der Feind wie eine böse, lüstern fressende Pest eingeschlichen ist. Der Regen wird dichter, unbeweglich steht die Luft. Kein Windhauch regt sich. Schon nach kurzer Zeit hängen dickrauchige Pulverdampfwolken schweflig ätzend über der Mauer.

Und die Geschützmäuler keuchen und speien rotbrennende Lohen. Triumphieren, trommeln eisern:

Wunden um Wunden!

Tod um Tod!

Vergeltung!

Niemand konnte sagen, wie es möglich war, daß einer der pulvergefüllten Ledersäcke Feuer fing. Wie eine furchtbare, satanische Fackel wirft sich eine Feuergischt in die Luft. Als sie in sich zusammenbricht, ist die Luft dichtgefüllt von gelbgiftigem, ätzendem Qualm.

Die Geschütze donnern weiter.

Es bleibt kaum Luft zum Atmen. Aber die Männer laden und richten. Schuß um Schuß zündet aus den Kammern.

Der alte Orgelmacher ist wie zu neuem Leben erwacht, und obwohl seine kranke, zerfressene Lunge nur noch mühsam pumpt, holen seine knochigen Hände eine Kugel nach der andern aus dem Korb und be-

dienen das Geschreigeschütz, das mit dreißig Läufen auf der drehbaren Lafette eine besonders weittragende Wirkung besitzt. Des Alten Gesicht ist schwarzgebrannt, die weißen Haare verkohlt, die Augen tränen.

„Ja, ihr", hustet er, „— ihr span'schen Kotzkerle, könnt nich mal eine . . . zweistimmige . . . Fuge . . . bauen."

Er lädt die einzelnen Läufe.

„Aber meine Orgel — wenn ich darauf alle Manuale trete, die singt — die Orgel — die Totenorgel —."

Die Lunte brennt an, und die Totenorgel dröhnt ihr heißes Lied.

Der Bürgermeister sieht mit wundgebrannten Augen, während er seitlich auf einen der Wachttürme gestiegen ist, wie sich eine wirbelnde Verwirrung der feindlichen Truppen bemächtigt. Wo noch vor einer Stunde die Hörner gellend und angriffslustig geschmettert haben, ist nun ein rätselhaft ineinandergeschobenes Gewoge. Die Paderborner Eisenfresser müssen sich mächtig in den Leib der Angreifer festgebissen haben.

Plötzlich stellt eines der Paderborner Geschütze das Feuer ein. Nach einer Weile folgt ein zweites, ein drittes. Wichart läuft zurück. Atemwürgend stehen die Rauchschwaden um die Männer auf der Mauer. Wichart hält den Ärmel des Rockes vors Gesicht, um nicht zu ersticken. Unerträglich beklemmend ist die Luft vom siedenden Brodem der Geschütze erfüllt.

Über der Totenorgel hängt Johann Rust, unsinnige Worte lösen sich lallend aus seinem brandverwirrten Geist: „Orgel — singt — großes Lied."

Wichart packt ihn mit beiden Fäusten, zieht ihn

hoch, reißt einen Fetzen von seinem Wams, taucht es in einen Eimer mit Wasser, der zum Kühlen der heißgeschossenen Rohre bereitsteht und reibt das verbrannte Gesicht des Alten: „Nicht nachgeben! Los! Dran! Sieg!"

Der Alte taumelt, bedient mühsam röchelnd mit flackernden Blicken wieder sein Geschütz, legt die Lunte auf, und von neuem singt die stählerne Orgel ihr heißes, helles Todeslied.

Als Wichart zur leichten Feldschlange hinüberläuft, hockt da zusammengekrümmt mit blauen Lippen Menke Scharmann wie leblos, die Finger nach dem Pulversack ausgestreckt. Wichart rüttelt ihn und ruft: „Los! Wir siegen!" Reibt das dicke, rote Gesicht Scharmanns; der müht sich aufzustehen, blinzelt durch blutverschmierte Lidspalten auf Wichart, erkennt den Freund. hustet Blut, beißt die Zähne zusammen, tut seine Arbeit. Borius Wichart tappt torkelnd durch die brennende Luft zu Johann Lambert hinüber, der mit den Händen um sich schlagend nach Atem ringt. „Mann", bäumt sich Wicharts Stimme qualvoll gegen die verpesteten Wände, die sie gefährlich einengen. „Mann! Weiter! Sieg!" Er stößt den andern an, nimmt dessen Kopf in seine Hände, die nun auch müde und kraftlos werden, hält das verbissene, bleichgegerbte Kameradengesicht nah vor das seine: „Weiter — los — Sieg!"

Und während Lamberts Johann sich die Lippen blutig beißt vor Willensanstrengung, schnappen seine Hände schon wieder nach dem Blei.

Sein Geschütz bellt. — —

Es beginnt zu wehen!

Gott sei Dank! Rettung, denkt es heiß und bohrend in Wichart. Er geht mühsam ein Stück auf der Mauer entlang. Da trifft er Cort Rhoren, der breitbeinig mit einem erstarrten Grinsen im narbigen Gesicht hinter seinem Vorderlader steht. Wenn ein Schuß ballernd aus dem Rohr springt, öffnet sich sein Mund und ein Ruf fliegt in den Lärm: „Schloh'n dot!"

Wichart hetzt an seinen „roten Hund" zurück. Die Männer stehen und machen die hohe, harte Paderborner Mauer wieder zum feuerlohenden, abwehrenden Wall.

Es weht stärker.

Der Wind durchwühlt die schwer lagernden Rauchmassen. Unablässig geben die Männer ihren Geschützen Nahrung, daß das gewaltige Schicksalsspiel endlich zur Entscheidung rolle. Der Wind treibt den verhängnisvollen Rauch langsam nach Osten. Wie ein düsterer, dichtgeschichteter Vorhang wälzt er sich lautlos zur Seite. Die Sicht wird klarer. Die Augen müssen sich erst an die Helle des schimmernden Landes gewöhnen, so schmerzen sie. Als sie das Bild erblicken, das da von den Feldern mit überwältigender Klarheit in ihr Bewußtsein einzieht, klopft es wild und stürmisch hinter ihren Schläfen: Sieg! Sieg! Sieg!

Von Osten her hatten die Paderborner berittenen Bürger in überraschendem Ausfall, von einer unbändigen Wut besessen, die andringenden Rietbergschen Truppen von der Flanke her angegriffen. Die galoppierenden Gäule wurden zu brausender Schnelligkeit angetrieben und schmetterten mit fliegenden Mähnen in die spanischen Fußknechte. So unerwartet pfiff die-

ser Sturm zwischen sie, daß sie planlos durcheinander-wirbelten. Bleiknüppel, Spieße, Morgensterne, eiserne Flegel schlugen wild und blind in ihre Reihen. Aus dem hämmernden, eisenbrandenden Zusammenprall löste sich ein tausendfältiger, zornvoller Schmerzensschrei und wirft sich gegen den Himmel. Da hacken mit einer letzten, riesenhaft zusammengeknüllten Wucht die Paderborner Geschütze von der Stadtmauer her auf die vordersten Truppen, die von den Paderborner Reitern noch nicht erreicht sind. Hingeschmettert, zermalmt von den schlagenden, klatschenden Steinen und Kugeln werden die Truppen des Bischofs zu tausendgliedrigen, verstrickten Knäueln.

Die Rietbergschen Reiter, die vor dem Angriff der Bauernreiter zusammengezogen worden waren, werden unsicher und wankend. Ihre Pferde scheuen, keilen wild um sich, schnauben gurgelnd, und in diesem Augenblick des Stockens zermahlen sie die Salven von der hohen Paderborner Mauer. Über die getroffenen, gliederverrenkenden Tiere stieben ziellos in wirrer Flucht die gesunden Pferde. Den Paderborner Reitern ist es knapp gelungen, sich aus dem wirbelnden Strudel der Feinde zu lösen. Sie reiten in geschlossenen Trupps wieder der Heimatstadt zu.

Die zurückflutenden feindlichen Heerhaufen reißen alles mit, was sich vor ihnen aufbaut. Wie ein beharrlicher Pfahl, gestrafft von heißem Willen, versucht Graf Rietberg den Flüchtenden Einhalt zu gebieten. Er schlägt mit blankem Degen auf seine Leute ein, schreit: „Halt! Halt!", brüllt: „Zurück! Vorwärts!", tobt: „Angriff! Angriff!", stemmt seinen ganzen Widerstand gegen die Rückwärtsstürzenden.

13*

Dann wirft sich die Welle der rasenden, verwundeten Pferde und Männer gegen ihn. Er hält dem Anprall nicht stand. Er schreit im Hinstürzen: „Halt, halt, Angriff!" und versinkt im Strudel der Flucht.

Noch einmal: „Halt!"

Aber der Befehl wird zerstampft. Knirschend zerbricht die bischöfliche Sturmwolke.

Und die Paderborner Geschütze feuern weiter. Endlos, erbarmungslos! Rauch und Blut, Schreien und spritzende Erde, Feuer und brandige Gischt verhüllen das Bild der großen Niederlage des spanisch-bischöflichen Heeres.

Die Paderborner senden den Zurückströmenden so lange ihre Kugeln nach, bis der blaudunstige Horizont sie verschlingt. Auf den Feldern liegen stumm und unbeweglich die Gefallenen. Die Geschütze verhalten ihren Feueratem. Eine große Stille ebbt über das Land. Auf der Mauer stehen die Männer, trinken mit ausgedörrten Lungen die frische Luft, langsam öffnen sich die verkrampften Hände, die Handrücken wischen über die brandschwarzen Gesichter. Sie schauen ins Land, in das freie, leuchtende Land. Der Wind geht fern und nah. Weiße Wolken glänzen am klargewaschenen Mittaghimmel. Die drohenden Schatten hat der Horizont verschlungen. Das Land liegt wie eine offene Hand, endlos gebreitet und ist frei, frei!

Müde und froh sind die Männer. Nur der alte abgekämpfte Orgelmacher Johann Rust hat unruhige Hände. Er geht stumm von den Männern weg, läuft durch die Westernstraße, auf der die Frauen und Kinder mit glücklichen Gesichtern zusammenströmen. Mit schnellen Schritten taumelt der Alte durch den düste-

ren Steinbogenpürting, sucht die Dompforte und steigt in den Turm auf. Riesig und schwer schwebt die Erzglocke im Balkengestühl. Seine Hände zucken, langen das Seil, zerren, mühen sich, dann kommt eine leise, schwerschwingende Bewegung ins Erz, wird heftiger, der Klöppel schwingt, schlägt dröhnend an, wird hallender und wirft seine Stimme über Dächer und Mauern weit in die Ebene.

Ein stechender Schmerz durchfährt den Alten. Er sinkt lautlos zusammen, Blut bricht aus seinem Mund. Es rinnt über das verbrannte Gesicht, auf die verklammerten Hände. Ein Wort löst sich, fliegt umher und wird vom Glockengedröhn zerschlagen.

Und über den toten Alten hin durchsaust die riesige Glocke die Luft, machtvoll vom Willen des Gestorbenen bewegt, schlägt, dröhnt, singt: Freiheit!

Sieg!

Freiheit!

Das ist das große deutsche ewige Lobsingen.

Die bischöflichen Truppen sind so vernichtend geschlagen, daß mit einem neuen Angriff nicht zu rechnen ist. Trotzdem gebot der Bürgermeister für den ganzen Nachmittag und die Nacht verdoppelte Wachen. Die Tore wurden besser verrammelt und die beschädigte Mauer ausgebessert. Über die Westernstraße werden Ketten gezogen und vier leichte Feldschlangen aufgestellt. Das ist das warnende Zeichen für alle Verräter in der Stadt. Aber die Wühlmäuse haben sich tief in die Löcher ihrer Angst verkrochen.

Wichart beriet mit seinen Freunden die Maßnahmen der Stunde des Sieges. Eine offene Freude stand auf den harten Gesichtern. Ein Angriff der Rietberger war ausgeschlossen. Bald mußten auch die Truppen des Landgrafen zum Schutz der Paderborner eintreffen. Ein Eilbote verließ die Stadt, um Wolfgang Günther von der Lage der Stadt Nachricht zu bringen.

Wichart triumphiert: Vor dem Kaiser und seinem Reichsgericht sind wir im Recht. Der Fürstbischof hat seine freie Landesstadt ohne rechtliche Kriegserklärung angegriffen. Nun können wir alle Bindungen mit ihm zerschlagen und dürfen unter Schutz und Schirm eines neuen, besseren Landesherren treten. Sein dunkles, teuflisches Spiel ist aus und vertan. Nun sind wir frei. Nun sind auch die Delbrücker nicht umsonst in den Acker gesenkt. In ihrem Blut klopfte die Sehnsucht nach Freiheit. Wir haben es erreicht."

Und seine Stimme wird groß vor Glück: „Männer! — Nun sind wir frei!"

Brennende Ernte

Ein strahlender Frühlingsmorgen steigt herauf und überleuchtet das freie Paderborn. Mit frohen Gesichtern gehen die Bürger ihren täglichen Arbeiten nach, während im großen Ratssaal die Herren beraten, wann die Entschließung, einen neuen, protestantisch gesinnten Landesherren zu küren, dem Reichsgericht vorgelegt werden soll. Den Truppen des Landgrafen von Hessen, die in Eilmärschen auf Paderborn zu marschieren, wird ein Bote entgegengesandt, der sie warten heißt. Fähndrich Dornemann meldet einen Kurier des Fürstbischofs. Er wird eingelassen. Unter dem Rathaus gibt er ein Trompetensignal zum Zeichen seiner friedlichen Sendung, geht dann die steinernen Treppen hinauf und stellt sich dem Rat. Schweigend, mit sichtlicher Ablehnung, mustern ihn die Männer. Der Bürgermeister erhebt sich: „Eure Botschaft?"

Der Reiter zieht eine Pergamentrolle aus dem rotschwarzen Wams und liest: Der Landesherr biete in aller Güte seine Gnade an. Die Stadt soll ihn auf be-

stimmte Bedingungen einlassen. Die Abgeordneten vom letztenmal sollen noch einmal auf Schloß Neuhaus kommen und sich mit ihm verständigen. Bleibe die Stadt aber jetzt auch noch halsstarrig, so werde er Land und Leute, Gut und Blut daransetzen, sie mit Gewalt zu bezwingen und zu erstürmen, dann aber alle Bürger als schlechte Rebellen erachten und in seinem Zorn keinen Menschen schonen.

Die Paderborner Ratsherren grinsen spöttisch. Johann Lambert sagt zu Walter Koithe: „Den ersten Sieg hat er ja gestern schon nach Neuhaus geschleppt."

Schallendes Lachen durchdröhnt den Saal. Wichart geht einen Schritt auf den Boten zu. Der hat einen zornroten Kopf und in den Augen böses Funkeln. Stumm und verbissen muß er anhören: „Sagt Euerem hohen Herren, ein Landesherr, der seine eigene Stadt in Blut und Trümmer legt, ist nicht wert, auch nur eine Stunde länger zu regieren. Die Macht seiner Fürstlichen Gnaden ist aus."

Aber dann läßt ihn ein kühles Überlegen sagen: „Wir werden durch Paderborner Abgesandte unseren Friedensbrief dem Herrn Fürstbischof vorlegen. Geht!"

Als der Bote die Tür hinter sich zuschlägt, ist bei den Ratsherren ein Staunen zurückgeblieben.

„Was soll das, Wichart?" wundern sie sich. „Wir dürfen doch dem Fürsten keinen Schritt entgegengehn, auch wenn er sich zahm stellt."

Borius Wichart erklärt ihnen: „Es gibt keine Verhandlungen mehr, Freunde! Aber wir werden dem Reichsgericht einen rechtsgültigen Entscheid vorlegen, daß wir alles unternahmen, den Fürstbischof anzuer-

kennen. Nun werden wir dem Bischof ein Dokument entsenden, darin er unseren Willen sieht. Das wird ein Schlag in sein Gesicht sein. Denn damit fordern wir ihn, unserem Willen untertan zu sein. Unserem Willen und unserer Freiheit! Versteht ihr?"

„Aber nie wird er das annehmen!" ruft Walter Koithe.

„Nein", sagt Wichart, „niemals wird er das Dokument siegeln und anerkennen. Aber wir haben den rechtsgültigen Entscheid, daß er sich von uns lossagt, ebenso wie wir ihn aberkennen!"

Wicharts Stimme bekommt eine grausame Härte: „Wir werden die heimlichen Verräter selbst mit unserem Freiheitsbrief nach Schloß Neuhaus schicken. So mag er sehen, daß wir alles kennen, um alles wissen, und alles in unserer Gewalt haben. Diese Tat wird unser Hohnlachen sein. Das wird ihn furchtbar brennen. Mehr als die glühenden Kohlen unserer Geschütze. Schreiber!"

Zwei Schreiber rücken ihre Geräte zurecht, und Wichart läßt alles auf das Pergament malen, was eine siegreiche, freie Westfalenstadt von ihrem Landesherren zu fordern hat:

Freies altes Recht und eigene Rechtsausübung mit dem freien Blutbann. Ungezwungene Religionsausübung in evangelischem Sinne. Ausweisung der Jesuiten aus der Stadt Mauern, da sie die Träger aller Unruhen und Zwistigkeiten sind. Kein fremder Söldner darf den Stadtboden betreten. Unbehinderte Ausübung des Prozesses gegen alle Verräter, die ermittelt sind, und die angeklagten Patrizier und Ratsverwandten wegen Untreue.

Das Dokument wird unterzeichnet. Zwei Stadthellebardiere bekommen Befehl, sofort in die Stadt zu reiten und die Leute zu holen, die das Dokument nach Neuhaus bringen sollen. Die kommen nach kurzer Zeit, bleich, verstört, voller Angst und sind sichtlich erleichtert, als ihnen befohlen wird, nach Schloß Neuhaus zu gehen. In plötzlichem Entschluß schickt der Bürgermeister noch zwei seiner Freunde mit auf den Weg und sagt zu Johann Lambert und Johann Schilling: „Gebt acht, auf alles. Ich verlange Bericht!"

Sie nicken verstehend und schließen sich den Wichartfeinden Otterstädt, Rosing, Gruben und drei andern an.

Als die Paderborner Abgesandten den Schloßhof betreten, ist er erfüllt von Kriegsleuten. Alle Räume, selbst die Ställe, liegen voll Verwundeter. Es ist ein Hin- und Herwogen von Rittern, Reisigen und Knechten. Verbeulte Kürasse werden glattgehämmert. Aus den Rüstkammern die letzten Rüststücke, Hakenbüchsen und Sattelzeug auf den Hof geschleppt. Knechtsvolk, Persivanten und Söldner werden von den Obristen und Zeugmeistern neu armiert.

Die Spanier sind voll Wut über die Niederlage. Sie erwägen in flüsternden, welschen Lauten untereinander die Möglichkeiten eines schnellen Abzuges in eine andere Landschaft der verfluchten deutschen Nation, in der nicht solche Eisenköpfe wohnen, an denen sie sich blutig rennen. Durch die Menschen, die den Hof mit ihrem Zank und Zorn und Gefluche füllen, gehen mit verschlossenen, bleichen Mienen die Feldkaplane und Beichtväter, hören hier und da auf die gereizt geführten Reden des Kriegsvolks, gehen in die

Scheunen und Säle der Verwundeten, versuchen Trost zu bringen und Kraft zum Widerstand gegen die gottlosen Rebellanten des deutschen Nordens. Aber in den Augen der von wilden Kämpfen wüst zerhackten Gesichter der Leute ist ein böser Haß. „Warum treibt ihr uns gegen dieses verdammte Volk, das sich mit Steinen und Feuer wehrt?"

Die Jesuiten geben Antwort: „Weil sie die Gottlosesten sind!"

„Unsinn, es gibt hunderte Bauern, die ebenso gottlos sind und die wir leichter schlagen können. Seht doch Delbrück an!"

„Aber die Ketzer der großen Stadt sind die gefährlichsten! Wenn sie den Sieg behalten, werden sie die Priester knechten und die Lehre des verfluchten Luther noch fester ins Land pflanzen. Muß diese Brutstätte des Antichrist nicht ausgebrannt werden?"

„Die Stadt ist euch verloren. Das ist eine verdammt teuflische Feste."

Da sagt der Kaplan, und seine Stimme ist heiß von Willen und Gier: „Es gibt nur die Kirche. Alles muß ihr untertan sein. Was beim ersten Hieb nicht stürzt, bricht beim zweiten oder dritten!"

Als die Knechte wieder unter sich sind, knurren sie: „Es gibt Lande, die offen für uns liegen und wo unsere Beutewagen schneller voll werden."

Sie schaffen wieder an ihren Waffen und Geräten. In einer Ecke hebt bei Branntwein ein wüstes Gelage an. Ein sinnlos Betrunkener schreit: „Der Satan hol' das Pfaffengesindel!"

Schlägt ihm ein anderer aufs Maul: „Still, Hund, hast immer noch genug Sold gekriegt."

„Und ist doch wahr!" beharrt der störrisch. „Treiben uns wie Vieh ins Feuer."

Er ersäuft seinen Zorn im Branntwein.

Im Tor des mächtigen Westturmes stehen drei Jesuiten in leiser, vorsichtiger Unterhaltung: „Unsere Leute werden aufsässig. Von einem nochmaligen Sturm auf Paderborn verspreche ich mir nichts. Was wird der Bischof unternehmen?"

Die andern zucken die Achseln und gehen in den Saal hinauf.

Am Fenster, durch das gedämpft der Lärm des Schloßhofes dringt, steht Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg, der Hofmarschall von Westfalen, der Drost Hunold von Plettenberg, der Jesuitensuperior und ein paar Offiziere. Die Paderborner haben dem Fürstbischof das Dokument überreicht. Johann Rosing sagt leise: „Der huldvolle Fürst mag die Stadt wieder in Gnaden aufnehmen und ihr gnädig verzeihen, was sie an Hitze und Unverstand gefehlt."

Fürstbischof Dietrich schaut kaum auf, immer wieder liest er das Schreiben der Paderborner. Johann Lambert starrt schweigend, mit mühsam verhaltenem Zorn in das kläglich verzogene feiste Gesicht des Bittenden. Spricht mit scharfen Falten um den schmalen Mund: „Es mag der hohe Herr der Stadt Angebot, so in diesem Schreiben vorgebracht, erwägen, es rechtlich besiegeln oder für alle Zeit fallen lassen! Dann mag er wissen, daß der letzte Weg abgeschnitten ist."

Erstaunt mustert der Fürstbischof den kühnen Sprecher. Vermessen sind sie, teuflisch und hochmütig, denkt er, und teilt den Abgeordneten mit: „Erwartet unseren Bescheid!"

Die Herren gehen in den anstoßenden Saal und ziehen die Flügeltür hinter sich zu.

Da sagt Lambert in das klägliche Angstgesicht Rosings: „Feigling, erbärmlicher!" Eine beklemmende Stille lastet im Raum. Das Himmelsviereck über dem Schloßhof beginnt sich dunkler zu färben. Der Abend steigt hoch. Unten werden in riesigen Pechpfannen Feuer entzündet. Nun ist das Bild noch wogender und geheimnisvoller. Es vergeht eine Stunde. Lambert wird ungeduldig und Schillings Johann knirscht: „Was sie wohl aushecken da drinnen? Es gibt doch nur ein Ja oder Nein."

Plötzlich wird die hohe Tür aufgerissen. Festlich erleuchtet ist der Prunksaal. Seidig schimmern an den Wänden bunte Gemälde. Hinter dem mächtigen reichgeschnitzten Tisch sitzen die Herren. Der Fürstbischof gibt seinen Entschluß kund:

„Ich werde der Stadt ein gnädiger Herr sein. Wir haben die Urkunde der Stadt besiegelt. Wir haben die Urkunde anerkannt. Wir werden Paderborns Rechte und Gerechtsame und alle Freiheiten wahren."

Dietrich erhebt sich und nimmt mit der edelsteinschimmernden Hand das knisternde, verschlossene Papier. Seine Blicke gehen über die Paderborner hinweg: Wichart, denkt er.

Borius Wichart!

Dann wendet er den Kopf, spricht: „Ich bitte die Paderborner, bis morgen meine Gäste zu sein." Er versucht ein verbindliches Lächeln: „Nachdem wir mit der Stadt gut Freund für alle Zeit geworden sind, wird euch das eine Ehre sein."

Obwohl ein warnendes Gefühl Schilling und Lambert beengt, sagen sie zögernd zu.

„Die Nachricht, daß wir eueren Friedensvorschlag angenommen haben, wird eitel Freude auslösen!"

Damit sind sie verabschiedet.

In der Nacht bekommen die Paderborner Wichartfeinde Ottenstädt, Rosing und Grube vom Geheimsekretär des Bischofs den Auftrag, in der Morgenfrühe aufzubrechen. Bevor sie um die siebente Stunde das Dokument an Wichart überreichen, sollen sie der ganzen Bürgerschaft und den Stadtwachen mitteilen, der Fürstbischof habe das Dokument gesiegelt. Nun wäre alles gut. Sie sollen aber dem Bürgermeister vor der angesetzten Zeit nicht unter die Augen kommen. Und für Berthold Cleve gibt er das Wort mit: Die Westernpforte!

Im Morgengrauen, während Lambert und Schilling noch in den großen Gästestuben weilen, öffnet sich das Portal und entläßt die Wichartfeinde.

Die erste Kunde vom gnädigen fürstbischöflichen Frieden hört die Westerntorwache, die sie einläßt. Dann geht es in Hans Kockes Weinstube. Dort beginnt eine wilde Zecherei, und jeder, der es hören will, weiß nun: „Es wird Frieden! Der Bischof hat das Paderborner Angebot besiegelt!"

In den Gassen erwacht das Leben.

Es läuft wie ein Feuer um: Es wird Friede. Der Bischof bringt den Frieden. Als der zweite Bürgermeister Wennebier das hört, sucht er die Abgesandten, findet Otterstädt und verlangt von ihm die Urkunde.

„Die bringen wir aufs Rathaus", verspricht der. „Sagt dem Bürgermeister Wichart, wir sind da. Es ist Friede!"

Die Rathausuhr schlägt die Morgenstunde.

Im großen Rathaussaal ist es noch dämmrig. Die Stadtknechte haben die Kienspäne in den eisernen Haltern entzündet. Durch die bleiverglasten Fenster dringt der Morgen. Die Ratsherren sitzen an langen Tischen, inmitten, auf erhöhtem Stuhl, Borius Wichart. Das Gesicht groß in Warten und Schweigen. Er ist sofort aufs Rathaus gehastet, als Wennebier die unglaubliche Nachricht überbrachte. Der zweite Bürgermeister blickt unverwandt auf die vier Abgesandten der Stadt, die unruhig von einem Fuß auf den andern treten. Otterstädt und Rosing sind schnell ernüchtert. Es friert sie. Ein geheimnisvolles Drohen in der Luft drosselt den Atem.

Es hängt etwas Blankes, Scharfes, Unsichtbares über ihnen. Dem Otterstädt brennt das Pergament in den Händen. Er umklammert es krampfhaft. Wenn Wichart doch endlich spräche, denkt er. Nein, überschlägt sich der Gedanke, wenn er noch wartet, wenn er noch wartet! Die siebente Morgenstunde, die siebente — —. Ihre Gesichter sind fahl und grau. Offene Angst ist darin. Der alte Henrich Disse trommelt mit dem knochenen Finger auf die Tischplatte. Endlich spricht Wichart. Es ist wie ein Gericht: „Der Bischof hat euch gut empfangen?"

„Ja."

„Er hat unsere Urkunde gesiegelt?“

„Ja.“

„Ihr habt es gesehen?“

Ein zögerndes Wortesuchen: „Ja.“

„Wo sind Lambert und — —“

„Die kommen gleich nach“, versprechen sie ängstlich.

Das reißt Wichart hoch. Unten klirrt eine Tür.

Stille hängt sich in den Raum.

Draußen wird es heller, Zeit verrinnt. Die rußenden Kienspäne lohen vergeblich. Strähniger Rauch durchzieht das Gemach. Die Männer blicken auf Wichart. Auf seinem Gesicht ist ein Licht. Mit zusammengebissenen Zähnen befehlend: „Die Urkunde!“

Er streckt die Hand aus, blickt in Otterstädts Gesicht, der schiebt es zur Seite. Mit schnellem Griff reißt Wichart das Pergament auf, entrollt es, hebt es näher vor die Augen und liest, liest es immer wieder. Es flattert zur Erde. Er steht starr, grau im Gesicht. Hinter der Stirn brennen Flammen. Ein Gedanke gerinnt zu einem Wort, einem einzigen, ungeheuren Wort: „Verrat!“

Dann packt er Otterstädt bei den Schultern, zerrt ihn über den Tisch und schlägt seinen Kopf auf die Platte, daß es dröhnt: „Lies!“

Der zetert fluchend, heulend, liest vom zerknüllten Blatt, immer noch Wicharts Fäuste im Nacken: „Die Stadt ergibt sich am Morgen des 26. April auf Gnade und Ungnade und verpflichtet sich, die Bürgermeister, Fähndriche und alle Häupter der Empörung lebend in des Bischofs Hände zu liefern.“ Die Männer stöhnen schwer: „Das hat der Bischof gesiegelt. Einen falschen

Brief unterschoben und der Stadt wissen lassen, er bringe den erwünschten Frieden."

Wicharts Gesicht liegt nackt in den Lichtern der flackenden Späne. Er packt Otterstädt, schlägt seinen Kopf auf die Platte und ruft dabei: „Die Stadt ergibt sich — —" und wie eine unerbittliche Bestätigung schlägt des Verräters Schädel aufs Holz, „auf Gnade und Ungnade — — und verpflichtet sich, alle — — Häupter der Empörung — —"

Da gellt in das zornige Strafgericht Wicharts vom Rathausplatz her ein schmetterndes Trompetensignal. Mit einem Ruck richtet er sich auf, läßt den Gerichteten schwer zu Boden fallen. Seine Hände schließen sich zu Fäusten. Eine tiefe Falte zergräbt die Stirn, schmal und scharf sind die Augen.

Die Trompete gellt und sticht scharf wie eine Degenklinge in die erstarrten Männer. Vom Platz schwillt ein Brausen wie von anziehenden Wettern herauf. Unerträglich gellt der Trompetenton. Wichart steht immer noch starr wie ein Block, wie ein Turm über Paderborns Dächern. Aber das Herz schlägt und schüttert wie eine Glocke und durchschüttelt ihn: Die Trompete! Der Brief!

Verrat!

Jetzt sind noch Hornsignale und Pauken dazugekommen. Es schlägt wie ein Gewitter durch die Straßen.

Mit zwei großen Sprüngen ist Wichart am Fenster. Da unten, Herrgott, das ist ja nicht wahr!

Wie das Blut hinter den Schläfen hämmert, wie das Herz tobt und sich bäumt: Nein! Nein!

Aber da unten brandet die Wirklichkeit; eisenhart,

unerbittlich, der ganze Platz wimmelt von unzähligen Männern, Reitern, Spaniern. Aus allen Gassen quellen sie heraus. Reiter, Pferde, Reiter. Sie schreien und brüllen, toben und jubeln: „Gewonnen."

Das Blut trommelt: Verrat! Verrat!

Wicharts Gesicht ist ganz hart und ganz weiß. Und noch ehe er nach vorn springen kann, um mit seinen Fäusten die Verräter zu richten, fliegt die Tür auf, gröhlend stürzen eisenstarrende Kriegsleute in den Saal: Spanier!

Und vor ihnen her rennt Berthold Cleve auf den Bürgermeister zu und schlägt ihn ins Gesicht. Da sind sie schon bei Wichart, er schlägt um sich, wehrt sich verzweifelt, beißt die Zähne zusammen, um nicht zu schreien vor Wut, Empörung, Qual, Not, Wirrsal. Dann trifft ein Schlag seine Schläfe! Wie ein schwerer Donner durchfährt es sein Gehirn.

„Der ... Acker ... brennt!"

Die Erinnerung schwindet, das Bewußtsein versinkt. Er fällt in eine schwarzströmende Unendlichkeit.

Als Borius Wichart aus dunkler Bewußtlosigkeit langsam wieder zur Lebenshelligkeit erwacht, brennt ihn das Wort „verraten" unerträglich. Er müht sich, die blutverklebten Augenlider zu öffnen. In seinem Kopf ist ein brausendes Dröhnen, und immer wieder sticht es schmerzend wie Trompetengeschmetter: Verraten!

Ruckweise hebt er den schmerzenden Kopf und fühlt tröstliche Sonnenwärme. Er zerrt die Lider auseinander, da bricht eine blendende Lichtfülle hinein. Stärker durchdringt ihn das Leben, er kann wieder sehen.

Da liegt der häuserumschlossene Marktplatz im strahlenden Mittaglicht. Die Feinde haben seinen müden, geschundenen Körper an einen dicken Holzpflock geschnürt. Um ihn ist lautes, lärmendes Kriegsvolk. Als sie bemerken, daß der gefangene Ketzerbürgermeister sich mit neuer Kraft in den Ketten strafft, kommen sie näher, schmähen und höhnen seine Wehrlosigkeit. Ein prunkvoll gekleideter spanischer Hauptmann, im rotgeschlitzten Wams, stelzt auf ihn zu und grinst: „Deut-

14*

sches Ketzerschwein! Verdammtes!" und speit in sein Gesicht.

Ein unüberwindlicher Ekel würgt Borius Wichart. Er stöhnt leise, eine kochende, hilflose Wut brodelt in seinem Blut. Zum erstenmal wird er sich des Gefangenseins bewußt. Da stehen in den Straßen seiner Stadt die Fremdlinge, die Knechte, die jetzt die Herren sind. Sie haben gesiegt, sie haben den Sieg an die Fahnen der kämpfenden, liebenden Kirche geheftet. Gerechtigkeit? Gerecht ist, was sie vor den Gerichten des Reiches auslegen werden. Wichart, was willst du? Was empörst du dich? Wie dieser Sieg geschah, wird in kommenden Zeiten niemand mehr wissen. Die Stimmen der Schuldigen werden für alle Zeit und Ewigkeit verlöschen. Die Federn, die diesen Sieg aufs raschelnde Papier voll Wahrheit und Zorn malen, daß er späteren Zeiten offenbar wird, werden verbrannt.

Wichart ist trostlos und müde. Sein Leib hängt schwer in den rostigen Ketten. In den brennenden Augen spiegelt sich die Sonne, er läßt den Kopf fallen. Die spanischen Söldlinge haben die Lederbecher vorgeholt, hocken mit untergeschlagenen Beinen auf dem sonnenwarmen Pflaster, würfeln, streiten, raufen und brummen zwischendurch welsche Lieder. Als Wichart nach einer Weile mühsam um sich blickt, liegen die Knechte schlafend auf dem Boden. Er durchforscht die rauhen, verkommenen, zerhackten Landsknechtgesichter: „Das sind nun die Truppen des Bischofs. Dawider haben wir gekämpft, die haben wir besiegt und denen hat jetzt der Verrat die Tore geöffnet."

Vom Dom her kommt ein Ritter. Wichart erkennt den Grafen von Rietberg. In seiner schwarzen Rüstung blitzt die Sonne in gleißenden Flecken. Rietberg tritt dicht vor den Gebundenen und starrt in dessen verquältes Gesicht. Sie schweigen sich an. Aber das Schweigen ist voller Haß. Die kleinen, heißen, dunklen Augen Rietbergs weiden sich an der Hilflosigkeit des angeketteten Feindes. Wichart versucht, sich aufzurichten und läßt seine grauen, anklagenden Blicke nicht von des anderen Gesicht. Er denkt glühend und gewaltsam vor sich hin. Gesiegt habt ihr dennoch nicht! Gesiegt hat der Verrat. Gesiegt hat Judas.

Rietberg scheint die heißen Gedanken des Wichart zu erraten, sein Mund verzieht sich zu einem hohnvollen Lachen, er kollert tief und verächtlich: „Der hohe Herr Ketzerbürgermeister hat das Spiel verloren." Wichart preßt die Lippen zusammen und schweigt. Der andere sagt feindselig: „Auf seiten der Sieger ist immer Gott. — Seht Ihr nun, daß Gott bei uns steht?" Wichart sagt leise, und die Worte scheinen aus einem harten Felsen zu brechen: „Ihr habt nicht gesiegt, Lästerer!"

„Hat Euch das Gefangensein schon den Verstand verwirrt?" empört der Ritter sich. „Wir haben gesiegt, jetzt und für alle Zeit."

Wo sind die Freunde? Die Brüder? möchte Borius Wichart fragen, aber aus dem verruchten Mund des Feindes mag er es nicht vernehmen. Er sagt nur noch einmal leise und mit abgrundtiefer Bitterkeit: „Ihr habt nicht gesiegt! Nein! Ihr nicht."

Da lacht Rietberg gurgelnd: „So will ich Euch

zeigen, wer gesiegt hat." Er winkt der Wache und flüstert einen leisen, scharfen Befehl. Ein Kerl mit einem roten, versoffenen Gesicht stellt sich vor den Gefesselten, zieht aus seinem Ledergürtel ein kurzes Hanfseil, an dessen Ende Bleikugeln hängen, holt aus und schlägt auf Wicharts Gesicht ein. Unentwegt, unaufhörlich. Wichart zuckt zusammen, verklammert seine Blicke in das grinsende Gesicht Rietbergs. Über des Geschlagenen Antlitz läuft warm das Blut. Immer noch knallt die Bleipeitsche und zieht tiefe, rotstriemige Wunden. In eine rotleuchtende, ungeheuer schmerzhafte Dämmernis hinein hört Wichart die Frage: „Wer ist Sieger? Wer?"

Aber das Wort ist schon weit, wie hinter einer hohen, fernen Mauer.

Als der spanische Schindkerl von Wichart abläßt hängt er blutend, zerpeitscht und kraftlos in den Ketten, aber hinter den Augen flackert eine grausame Wut.

Der Wind trägt von den Feldern den sonnendurchwärmten Ruch des Frühlings in die überwältigte, steintrotzende Westfalenstadt. Um den gebundenen Bürgermeister vor dem Rathaus ist es ruhig. Er verfolgt mit müden Blicken die weißstrahlende Sonne, die zwischen den hohen Häusergiebeln steht. Der leise Wind treibt Staub über den leeren Platz. Die Wache räkelt sich träge und kümmert sich kaum um den Gefangenen. Trotz Wunden und Schmerzen gehen Wicharts Gedanken wieder klare und kühle Wege: Span'sche Gesichter und römische Seelen haben sie, denkt er. — Angeworben sind sie von unserm deutschen Landesherren, um uraltes, heiliges Recht zu brechen.

Und alles in Gottes und der Kirche Namen. Was für ein Gott muß das sein, der das zuläßt? Wo ist da ein Ausweg? Wo ist eine Antwort?

Alles ringsum schweigt ihn an.

Der kettengefesselte Mann ist ganz allein unter der drückenden Last quälender, ratloser, auswegloser Gedanken: Da steht nun der Dom, erbaut von deutschen Händen, da steht die Stadt, verteidigt mit unserem Blut, da wölbt sich blauer Himmel über Äcker und Wald und Moor, die gerodet, geschürft und bebaut sind von unseren Fäusten. Da sind die Ketten, die eisern ins Fleisch pressen. Was ist meine Schuld? Was habe ich getan, daß solches geschieht?

Seine Liebe ruft voll Bedrängnis: „Frau! — Gertrudis!" Nach einer schleppenden Zeit denkt er: Vielleicht läßt Gott den Menschen dieses Land erst durch tausend Nöte und Wunden und Schlachten und Verrätereien gehen, ehe er ihm sein Recht gibt. Vielleicht ist dies alles nur ein mühsamer, brandiger, furchtbarer Weg bis zum Ziel, das wir nicht mehr sehen. Noch ist der Mensch zu habgierig, zu vermessen, zu klein, um schon in der Freiheit leben zu können.

Wichart denkt: Ich bin es ja nicht allein, der die Ketten spürt und am Schandpfahl steht, und es sind nicht nur die Genossen des Kampfes in dieser Stadt. Es sind hundert und wieder hundert im ganzen Reich.

Der Mann denkt: Der Luther ist tot. Um sein Wort geht ein wilder Kampf. Die Bauern sind erschlagen, weil sie die Fronschaft von sich werfen wollten. Die Delbrücker sind zerschunden, weil sie die Fremdlinge abwehrten. Was wird aus diesem Land? Was wird mit diesem Volk? Wohin geht dieser Weg?

Und Wichart muß denken: Hinter der Stadtmauer breitet sich das Land, grün ist es jetzt unterm Sonnenlicht des jungen Jahres.

Da wünscht er sich weit weg, hinter gleißendem Pflug, Furche um Furche aufwerfend, und beim Wenden möchte er stehen bleiben und die Blicke in die Ferne und Unendlichkeit schicken. Dann ziehen die Gäule schweißdampfend wieder an, Krähen heben sich schwerfliegend auf, der braune Acker bricht, und Wind ist da, und Sonne und Weite. Am Rande des Ackers aber steht Frau Gertrudis mit den Kindern und schaut auf das Werk.

Und dann werden die Gedanken des einsamen Mannes müde von der Sehnsucht. Da vor ihm ist die Wirklichkeit: Das welsche Kriegspack, das sich balgt und schläft und herumliegt. Die fremde, schweflige, giftige Pest, die man nicht ausbrennen durfte.

Das ist die Wirklichkeit.

Es muß Spätnachmittag sein. Da kommt von der Westernstraße herauf ein bunter, brodelnder Lärm. Die Wache sucht hastig ihr Gewaffe zusammen und umstellt den Gefangenen. Siegestoll, singend und johlend biegt der Zug der Bischöflichen auf den Marktplatz ein. Die mit kostbaren Schabracken geschmückten Rosse tänzeln und stampfen unter schetternden Trompetensignalen. Dazwischen trummen die Pauken, rasseln die Pfeifen, klirren die Schritte der Männer auf dem Pflaster, flattern die bunten Fahnenfetzen. Voran reitet auf prächtigem Schimmel Graf Johann von Rietberg. Auf seinem schwarzen Helmsturz prunkt ein buntleuchtender Federbusch. Der spanische General Liancama führt drei Fähnlein Musketiere. Zu Seiten reiten der

Hofmarschall von Westphalen, der Drost von Plettenberg, der frühere Bürgermeister Koch und Bastian Bastiner. Als der waffenstarrende Zug der Sieger inmitten des Platzes anlangt, gebietet Rietberg Halt. Graf Liancama fordert Ruhe. Die Männer schweigen, nur die Pferde wiehern, stampfen, schnauben. Rietberg ruft laut, und es widerhallt zwischen den Häusern: „So seht ihr das Haupt der Ketzerbrut, gestraft von Gottes Hand!"

Wichart hebt den blutverkrusteten Kopf, zwingt die Blicke auf die Feinde, die sich stolz und prunkend vor seine Hilflosigkeit gestellt haben. Er öffnet die verkrampften Lippen: „Verräter!"

Die Männer lachen und schlagen sich auf die Schenkel.

„Verräter", äfft General Liancama höhnisch.

Die Sieger stieren, staunen: „Kotzfrech der Kerl. Gefangen und geschlagen, und reißt's Maul über alle Gebühr weit auf."

Graf Westphalen kullert ein dunkles Lachen: „Nun schwankt das evangelisch' Paderborner Haus aber mächtig!"

Wichart wendet den Kopf, um sie nicht anblicken zu müssen.

Die Sonnenstrahlen flimmern und flirren goldblitzend. In den Bäumen vor den Häusern versuchen die Vögel ihre Lieder. Eine dumpfe, schwüle Stille legt sich über Sieger und Besiegte.

Die Stadt steht wie ausgestorben.

Plötzlich ruckt Graf Rietberg hoch und befiehlt: „Die andern!"

Drei Reiter hasten davon. Langsam richten sich seine

Blicke wieder auf Wicharts geschundene Gestalt, frohlockend brüllt er: „Nun werdet ihr sie sehen, die Ketzerbrüder, die Rebellanten!"

Von der Westernstraße kommen schlurrende Schritte herauf, Ketten klirren, rauhe Stimmen brüllen unverständliche Schimpfworte. In dem prunkvollen Reiterhaufen entsteht Bewegung, sie wenden sich, rufen mit gierigen, siegestrunkenen Stimmen: „Die Bauern, die Lumpen, das Teufelsgeschmeiß! Die Aufrührer! Her mit ihnen! Heran!"

Eine Gasse bildend lassen sie eine elende, zerlumpte, zerstriemte Schar zwischen sich durch. Von hinten treiben Söldner mit entblößten Waffen die wehrlosen, gefesselten Paderborner Männer vor sich her. Sie sind stumm und lassen alles über sich ergehen. In ihren Augen flackert Scham, Zorn, Haß und eine ungründige Qual. Die verbissenen Lippen lassen kein Wort durch. In ihren fetzigen Kitteln und Wämsern, den zerrauften, verwühlten Haaren, blutigen Gesichtern und zusammengeschnürten Fäusten sind sie wie ein grauer, fahler Totentanz. Die Ritter und Reisigen stehen starr und steif in Eisen und Rüstzeug, knirschen: „Bauernpack, Bürgervolk, verfluchtes, verruchtes."

Als der Zug der Todgeweihten die schmale Gasse der Ritter passiert, erkennen sie ihren Borius Wichart, sehen ihn gefesselt, gebunden und geschlagen. Da wird ihnen die furchtbare Niederlage in ihrer ganzen abgrundlosen Tiefe bewußt. Einer ruft, und es klingt wie brechender Stahl: „Wichart! Borius Wichart!"

Der hebt den Kopf, ruft klar und in großer Zustimmung: „Ja!"

Als er jeden einzelnen seiner Freunde anschaut, ist

viel offene Freundschaft in den Blicken. Die Feinde haben keinen ausgelassen. Da sind Wennebier und Lambert, Schilling, Koithe und Rhoren, Dornemann und Scharmann, Boßfeld und Busse, Disse und Freihof. Sie stolpern langsam und stumm auf Wichart zu, starren ihn an, fühlen sich geschändet, beraubt, verraten, verraten.

Und über ihnen steht groß und leuchtend die Sonne des ansteigenden Jahres.

Sie werden neben den Bürgermeister angekettet. Die Herren sehen frohlockend zu. Als sie so fest an die Pfähle gezerrt sind, daß sich kein Glied mehr zu rühren vermag, reitet Graf Rietberg langsam vor ihnen her: „Nun ist es mit eurem Frevel aus und vorbei!"

Die Paderborner starren schweigend in sein Gesicht. Er zuckt kurz zusammen vor der anklagenden Bitterkeit, die ihn anspringt.

„Nun wird die heilige Kirche im Land herrschen..."

Die Bauern und Bürger schweigen.

„Und die Feuer der Strafe werden euch brennen."

Und weil sie immer noch schweigen und ihn regungslos anstarren, sagt er, um eine aufkommende frostige Unbehaglichkeit zu dämmen: „Werdet vor unseren Gerichten noch einmal Rede und Antwort zu stehen haben!"

Die Männer wühlen ihre gequälten, marternden Blicke in sein Gesicht, und ihm ist, als sehe er hundert und aber hundert anklagende, haßvolle Augenlichter.

„Macht die Augen zu!" schreit er in heftiger Wut. „Macht die verfluchten Totenfenster zu."

Da lacht einer der Geketteten so wild und furchtbar,

daß Rietberg seinen Leuten in plötzlichem Entschluß befiehlt, in ihre Quartiere zu reiten. Als sie schon in der Westernstraße verschwunden sind, hallt dieses irre, tobende, grausige Bauernlachen immer noch hinter ihnen her. Die anderen schweigen, und da sagt Borius Wichart: „Sie haben uns verkauft und verschachert, und nicht uns allein, nein, das ganze Land."

Das wilde Lachen erstirbt, und um sie ist nichts mehr als Stille und Sonne und der wehende, frühlingswarme Wind.

Glutrot versinkt die Sonne zwischen den Häusern der Stadt, blaue Abendschatten legen sich auf den Platz, wo die Gefangenen immer noch in den Ketten hängen. Der Wind wird kühl, aber vom Boden weht noch die Sonnenwärme des schwindenden Tages um ihre armen, gequälten Körper. Der letzte Tagesschimmer verschwimmt in der uferlosen, nachtdunklen Himmelskuppel. Sehr fern aus dem Unendlichen schimmert grünzuckend ein erster Stern. Scharf stechen die steinernen Giebel der Häuser in das nachleuchtende Licht des Tages. Immer neue Sterne glänzen aus der wachsenden Dunkelheit.

Es wird Nacht.

Stunde um Stunde verrinnt. Die Männer schweigen unter den Bergen ihrer Not. Hin und wieder stöhnt einer schwer. Die Nacht ist blau und voller Sternenlicht, der erste Flieder duftet, und in den Linden weht ein Wind. Und weil die Welt so weit wird in den Stunden des Angekettetseins, ächzen sie leise, und einer ruft: „Wichart".

Es kommt ihm keine Antwort.

Der alte Disse sagt mit stöhnender und heiserer, ver-

brannter Stimme vor sich hin die Worte der Schrift: „Herr, du hast schwer geprüft mein Herz. Allzuhoch gehen deine Wasser über meine Seele. Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen gezogen. Die Erde, aus welcher mir Brot aufging, haben sie umgewühlt und mit Feuer verwüstet, mein Geld vernichtet und mein Haus. Den Weg, den ich gehe, kennt kein Vogel, noch schaut darauf das Auge des Falken. Aber sie haben mich nicht übermacht; meine Seele ist der Lüge entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers." Und seine Stimme wird laut und es bricht eine fast freudige Gewißheit daraus: „. . . In der Sonne hat Gott mir die Wohnung gesetzt; sie geht einher wie ein Bräutigam aus der Kammer, frohlockt . . ."

Borius Wichart hebt lauschend den Kopf. Dann schüttelte ihn die harte Faust der Erkenntnis, daran alle Worte der Schrift zerschellen: „Männer! — Nun ist der Sieg der schwarzen Pest über uns gekommen." Und nach einer stöhnenden Stille: „. . . Es ist der Sieg Satans!"

Walter Koithe ächzt, als umklammere eine eiserne Faust seinen Hals: „Das ist alles nicht das Schlimmste, aber daß wir uns nicht mehr regen und um unser Freisein kämpfen können, das ist die tiefste Not. Die Ketten! Die Ketten! — Die Ketten!"

Wichart hört ihn schweigend an. Da ruft die erste Stimme noch einmal: „Wichart!"

Und der sagt aus wühlender, brandender Nachdenklichkeit heraus: „Mit dem neuen Evangelium und dem alten Recht der Väter wollten wir siegen. Aber die Nacht war stärker als der Tag. Nun ist es Nacht."

Nach einer langen qualvollen Stille hören sie wieder des Wichart Stimme: „Wir haben zuviel vertraut. Hätten wir in jedem Kathol'schen einen Verräter gesehen, glaubt mir, sie wären überwunden."

Als eine stumme, schleppende Zeit vergangen ist, flattert noch einmal Walter Koithes Stimme über den Platz: „Wir sind getreu gewesen, gestern und jetzt und alle Zeit. Was wird werden aus dem Land? Was wird werden aus diesem Land?"

Da weint der alte grise Scharmann leise und haltlos vor sich hin, daß es seinen breiten Rücken schüttelt. Es bricht ungeheuer aus ihm heraus, so sehr, daß die Ketten klirren. Und Wichart spricht, daß es sie wie ein Trost überkommt: „Wir haben eine Gasse geschlagen. Andere werden den Weg finden. Glaubt daran."

So geht die Nacht hin.

Vom Osten her hellt sich der Himmel auf. Langsam verlieren die Sterne ihren Glanz, und es kommt ein Morgen wie nie zuvor in ihrem Leben. Denn sie sind gebunden, gefesselt, geprangert, und darüber geht nun die leuchtende Sonne auf. Sie bricht in ihre müden, schmerzenden Augenhöhlen. Ein Vogel zwitschert. Unmerklich zerfließt die Nacht. Die Sonne wärmt den Tag an.

Aus den Häusern kommen die Knechte der Wache angeklotzt. Sie schreien, schimpfen, machen sich an den Ketten zu schaffen, zerren sie straffer. Die Männer achten ihrer nicht. Es kommt auch viel Volks, Patrizier, Bürger, Pfaffen, Verräter, um sich am Anblick der rettungslos verlorenen Rebellanten zu weiden. Sie stoßen mit Stöcken nach ihnen, schlagen oder

speien in die Gesichter der Erschöpften, und es wehrt ihnen keiner.

Die Vormittagssonne nimmt an heißer Kraft zu. Wolkenlos und tiefblau wölbt sich der Himmel. Es ist ein schöner und leuchtender Frühlingstag. Um die Mittagszeit peinigt die Männer ein unerträglicher Durst. Strohtrocken sind die Gaumen, irre Bilder tanzen vor den geschlossenen Augen, langsam formt sich ein unerreichbares Wunschbild: dunkelbraun schwebt ein Tonkrug in der heißen Luft, gefüllt mit kaltem, klarem Brunnenwasser. Perlend rinnen die Tropfen an den beschlagenen Wänden herab.

„Wasser!" ruft einer röchelnd. Aber die Wachen verlachen den Bittenden. Bis zum Abend stehen sie in den unerbittlichen Eisenketten. Da hört Borius Wichart, wie seine Ketten klirrend gelöst werden. Vier spanische Schindknechte stoßen ihn vorwärts. Taumelnd kommt er vor die Stadtwaage. Das große Mitteltor wird aufgerissen, ein Stoß, und er stürzt vornüber in die Dunkelheit. Schwer und dumpf schlägt der Körper auf. Über ihm knallt die Tür zu. Es riecht nach Ratten und Schimmel. Wichart richtet sich schwer auf und tastet die harten, feuchtbeschlagenen Wände ab; alles ringsum glatt, dichtgefugt, steinern. Er ist allein in der eng ummauerten, klammen Finsternis. Nur die Gedanken sind Licht und Glut: Was wird nun?

Die Kühle unten im Keller der Stadtwaage ist erträglicher als das Hängen in der Sonne auf dem Marktplatz. Dort stand die Stadt wie eine stumme, steinerne, anklagende Schrift: Warum ist mir die Freiheit nicht vergönnt?

Die Bohlentür wird aufgerissen. Vor Wichart stehen die Jesuiten Wachtendonk und Grosbeck und lassen keinen Blick von dem Ketzerbürgermeister.

Die erste Frage Wachtendonks: „Wollt Ihr zur heiligen Kirche heimkehren? Alle kommende Folter ist Euch dann gespart!"

Wichart überwindet krampfhaft seinen Widerwillen, schreit mit erwürgter Stimme: „So geht doch! Verdammt! So geht doch! Laßt mir wenigstens den Frieden des Kerkers."

„Oh, nein, lächelt Wachtendonk fast höflich, „Ihr sollt uns sagen, warum Ihr wieder uns gekämpft habt."

Gequält sucht Wichart eine Antwort. Aber es ist, als sei sein Hirn in eiserne Klammern gepreßt, eine Stimme jedoch aus der letzten und verlorensten Tiefe seines Lebens schreit: „Boten ... des ... Teufels! ... Gesandt ... alles Licht ... zu ... sticken!"

Die Jesuiten stehen hoch und reglos und bohren ihre Blicke in das qualvoll verzerrte Gesicht des Sprechenden. Rektor Wachtendonk fragt leise und kühl: „Wißt Ihr, daß Ihr den Mächten der Finsternis verfallen seid wie kein anderer Mensch dieses Landes?"

Die rätselschweren Gedanken Wicharts zermalmen die Worte der Boten der Kirche: „Bin ... in ... Satans ... Hand ...!"

Der blutige Nebel vor seinen Augen weicht langsam; eine fast unirdische Helligkeit stählt sein Herz,

und er sagt notvoll und laut und in so grauenhafter Bitterkeit, daß der Jesuit unwillkürlich einen Schritt zurücktritt: „Blut verrät eigen Blut, . . . das ist die Verdammnis!"

Von einer ungeahnten Kraft beherrscht hebt er den Oberkörper. Unter dem zerrissenen Wams steht rot das geronnene Blut, seine Augen durchbrechen die Quader des Steingelasses und wandern in eine ungeheure Ferne: „Ihr werdet nicht den Hals der Nation erwürgen. Es wird ein neuer Luther aufstehen — oder — Gott selber — und — euch austreiben — mit — feurigen Peitschen!"

Das letzte Wort bricht im Schweigen zusammen. Da fragt der Jesuit Grosbeck mit heißer, wühlender Stimme: „Nehmet Ihr endlich unseren alleinigen heiligen Glauben an?"

Mit letzter Kraft hebt Borius Wichart noch einmal den Leib und spannt alle Gewalt seines gemarterten Lebens in einen gellenden, befehlenden Schrei: „Nein! Nein! Geht!"

Da kommen die beiden Schindknechte und zerren ihn hinaus. Die Folterkammer füllt beizender Holzrauch. Auf einem flackernden Feuer brodelt in einem Tiegel dampfend Wasser. Sie haben seine Hände auf den Rücken reglos zusammengeschnürt. Einer reißt mit klobigen, klebrigen Fäusten seinen Mund auseinander. Der zweite, in dessen rotschwammigem Gesicht zwei gierige Augen glitzern, klemmt einen rostigen Trichter zwischen seine Zähne, der Jesuit Grosbeck trägt einen Kübel Essig herbei, gießt ihn in das kochende Wasser, und unter wüstem Lachen: „Sauf, Ketzer, sauf!" schütten die Knechte das scharfe, kochende, brennende Zeug

in den Trichter. Wie ein glühender Strahl durchschießt es Wicharts Leib, er bäumt sich, schluckt, gurgelt, will schreien, sie geben nicht nach, gießen weiter, lachen: „Sauf, Ketzer, sauf!“ Es überfließt sein Gesicht, es brennt grauenhaft, er erstickt fast, will treten, toben, brüllen, ist wehrlos, hilflos an den Boden gekettet, die Augen quellen aus den Höhlen, sie schütten: „Sauf, Ketzer, sauf!“ Sie geben nicht nach, schütten und brüllen: „Sauf, Ketzer, sauf!“ Als die Folterknechte glauben, daß nun der letzte Lebensfunke und Widerstand verbrüht und ertränkt ist, lassen sie von Borius Wichart ab.

Der Dom.

Die Sieger feiern Triumph.

Groß und gewaltig schwingt der Orgelklang, ebbt ab und verklingt. Hoch in der aufsteilenden Kuppel bleibt ein letzter Klang des machtvollen Dankgesanges hängen.

„Sanctus! — Sanctus Dominus.“

Die grausteinernen Bogen scheinen zu beben von der erzenen Gewalt der schwingenden Glocken. Die Menschen im Dom falten die Hände und danken ihrem Gott.

Gesiegt!

Und der Fürstbischof denkt: Nun habe ich die Macht über dieses Land. Nun wächst mein Einfluß über die Grenzen hinweg. Nun ist mein Leben reich geworden. Nun kann ich bestehen vor Rom. Nun kann ich in Gottes Augen schauen.

Ich habe gesiegt.

Und der Jesuit Gröninger denkt: Nun brennen die Feuer unserer heiligen Kirche weiter in den heidnischen, ketzerischen Norden. Und er betet: Herr laß uns nicht erlahmen im Kampf wider deine Feinde. Gib uns Kraft zum Sieg über den Antichrist und alle Todfeinde unserer Kirche.

Der alte, weiße Richter Hunold von Plettenberg, mit einem müden Lächeln um den eingefallenen, lippenlosen Mund, sagt leise auf seine schmalen, hellen Hände hinunter: ‚Gesiegt! — Unsere Kirche wird blühen. — — Wird mein Lebensabend nun froh und erfüllt?‘ fragt ein zweifelnder Wunsch. Er überwindet die Anfechtung und schaut starr auf die edelsteingeschmückten, gläsernen Reliquienschreine, die ins dämmernde Licht gehoben werden. Die Orgel rauscht auf, der Lobgesang schwillt, die Weihrauchwolken werden zu dunstig wogenden Schleiern.

‚Nun werde ich Bürgermeister!‘ freut sich Cleve im geheimen. Alles träge Blut der verräterischen Ratsherren strömt schneller, da sie wissen: Unser ist das Stadtregiment. Unsere Häuser werden wachsen, unser Boden Frucht bringen, unser Leben wird reich!

Wir haben gesiegt!

Die Orgel dröhnt. Hallend schlägt das Singen empor: „Sanctus ... Sanctus ... Dominus ...“

Aber es sind unter den Feiernden einige, die in dieser Stunde im weiten, lichterfüllten Domgewölbe auf rotglühenden Gründen die Gesichter der Eingekerkerten, Geschundenen, Geknebelten und Gefolterten sehen, allein und stumm und furchtbar anklagend in der einsamen Eindringlichkeit ihrer Not. Von einem plötzlichen Wunsch, wieder aus der blauen, drückenden Luft

15*

des Domes auf rasendem Roß vor einem Fähnlein stahlgeschienter Mannen über die Heide reiten zu können, reißt der Graf Rietberg klirrend das Visier herunter. Niemand sieht es. Sie feiern, triumphieren, lobsingen: „Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus!“

Der greise Hunold von Plettenberg denkt müde und ein wenig bitter, und sein Gesicht wird wie eine starre weiße Maske: „Ich freue mich ja nicht. Ich freue mich ja nicht. Ich bin ja müde! . . . Ich bin ja so müde . . .“

Orgelrauschen und Singen umbrandet den Fürstbischof immer reißender, wogender, strömender. Seine Gestalt reckt sich. Offen liegt das Gesicht unter dem jubelnden Ansturm der Freude: Gesiegt!

Wie strahlt die heilige Kirche über dem Ketzerland. Wie sind die Abtrünnigen wehrlos in unsere Richterhand gegeben!

Wie sind die Verworfenen hilflos unserer Macht überliefert.

Wie zerbricht die heidnische Dunkelheit vor dem sieghaften Licht unserer gnadenvollen, strahlenden Kirche.

Gesiegt!

Sanctus . . . sanctus . . . sanctus . . . !

Der Kerker.

Grau. Steinern. Dichtgefugt. Kalt. Von den starren, stummen Wänden tickender Wassertropfenfall. Stetig in marternder Regelmäßigkeit.

Schwer schlagendes Menschenherz, stetig, hämmernd, regelmäßig, unermüdlich. Leblos der gequälte Leib, leblos die verklammerten Hände, leblos das brennende Gesicht.

Lebend ist nur das Herz, und ein furchtbar schmerzhaftes Denken: Bekehren. — Jasagen. — Alle Pein enden.

Weichen nicht die Wände? Lichtet sich die Schwärze? Weht nicht ein kühlender Wind? Geht nicht ein leises Licht an, löst sich die Starre? Der verbissene, gelähmte Mund wird locker und öffnet sich zu einem Wort: „Gertrudis! — — Frau! — Kinder, — oh, ihr. Meine Kinder!"

Dem Mann kommt ein leiser Trost an, eine Wohltat, ein bebendes, schmerzendes Glück. Seine Augen haben ein verlorenes Licht, ein Leuchten in allen Dunkelheiten. Er spürt aus seiner Zertrümmerung eine seltsame, unbegreifliche Auferstehung. Eine Wandlung, die ihn hochreißt. Und dann stöhnt er, und dann ruft er, ganz leise, aus tiefsten Gründen aufsteigend, dann wächst das Rufen, es durchschüttelt ihn, es packt ihn, es zerrt ihn hin und her, es stößt ihn hoch, daß die Ketten sich straffen, es wird ein Schreien, er schreit aus sich heraus, er schreit alle Finsternisse aus seinem Leben. Er sieht das Licht, er spürt das Leben, er wird in alles Daseinsglück des Zukünftigen hineingerissen. Er schreit um das Leben. Er schreit das Leben an, immer noch mehr, immer noch lauter, immer grenzenloser. Immer haltloser. Und dann fällt er vornüber, schlägt auf den Boden, dann läßt er sich hinfallen, dann stürzt er wie auf einen weichen Acker, wie zur Mutter, wie in eine unsagbar wohltätige Ruhe. Und er vermeint Frau Gertrudis Arme zu spüren, hört ihr Herz, birgt sich in ihrer Wärme. Er ist ganz gelöst und befreit. Es faßte ihn ein Sturm, nun ebbt er ab: „Frau!" zucken seine Lippen. „. . . Frau . . ."

Dann fühlt er die Kühle, die Steine, den Kerker. Dann ist wieder die Schwärze, das Gekettetsein, das Bezwungene.

Aber es bleibt der Wunsch, das Lebenwollen, ja, das Lebenwollen!

Bekehren — Jasagen — alle Qual enden!

Ein Ekel lähmt die Zunge, da er diesen Weg sieht, der zum Leben führt.

Aber das Blut bäumt sich, fordert, verlangt, gebietet: Leben! Leben!

Rostig kreischend öffnet sich dieBohlentür. Wie ein Blitzstrahl schießt Tageslicht hinein, — dann wird's wieder dämmerig. Vor Borius Wichart steht Hunold von Plettenberg, der fürstbischöfliche Richter. Seine Gestalt ist ein wenig zusammengekrochen, so, als fröre ihn. Er sieht auf den Geschundenen, der wie von einem riesigen Faustschlag zu Boden geschmettert ist, und schließt in einem Grauen, das ihn überkommt, die großen, wachen Augen. Leise, mit aller Kraft sich beherrschend, fragt er, seinen Auftrag erfüllend: „Wichart, — Borius Wichart — wollt Ihr Euch nun offen zum heiligen Glauben bekennen und Euer verwerfliches Regiment bereuen? Seht, Wichart . . ." und nun wird seine Stimme noch leiser . . . „Seht, dann kommt Euer Friede . . ."

Ganz langsam hebt Wichart den Kopf und schaut den Richter an, der immer noch mit geschlossenen Augen und einem leisen Zucken in dem zerfaltenen Gesicht vor ihm steht.

Der Friede . . . denkt Wichart . . . da ist es wieder . . . das Glück . . . das Leben . . . der Friede . . .!

Der heiße Wunsch wird wieder überstark: Leben!

Plötzlich zerreißt die Dämmernis und er sieht die andern, die Genossen im Kampf. Auch sie bäumen die Leiber in der Folter. Schemenhaft schwimmen im Dunkeln die vertrauten, zerwühlten, gemarterten Gesichter. Und er sieht den Kampf um die Freiheit! Die Freiheit, dafür sie stritten, und da sind alle Wünsche seines Blutes ausgelöscht. Er bezwingt sich, er überwindet sich, er stemmt alle Kraft seines letzten Lebens gegen die Versuchung und Schwachheit. Er krampft die Hände zu Fäusten und bittet so Gott und bittet: Gib mir Kraft, Gott! Laß mich beständig sein! Gott! Laß mich getreu sein!

Noch einmal sagt sein durchrütteltes Herz in die staubige Dämmernis hinein: „Ach . . . ihr, . . . Genossen, . . . Frau, . . . Kinder . . . Was geschieht noch an Not und Leid und Marter, bis sich der Weg der Freiheit vollendet . . . über wieviel glühende Äcker geht dieser Weg . . .!"

Dann gibt ihm ein Gott die Kraft, getreu zu sein. Er hat überwunden. Zweifel und Anfechtung und Lebenshunger, alle, alle dürstenden Lebenswünsche besiegt.

Immer noch steht der greise Plettenberg wartend und schweigt. Wicharts Gedanken lösen sich aus der finsteren Dumpfheit und mit einem dunklen, ungeheuren Willen, der aus einer anderen Welt in ihn einzuströmen scheint, weil er eines einzelnen Menschen Kraft übersteigt, sagt er mit heiserer, zerborstener Stimme und erschreckend großer Festigkeit: „Geht! . . . Ich bleibe . . . getreu . . ."

„Und Ihr seid . . . ein Ketzer . . .? Ihr?" stammelt Hunold von Plettenberg und preßt beide Hände an

seine hämmernden Schläfen ... „Sagt ... wer gibt Euch die Kraft?"

„Die Kraft? — —" über Wicharts weitgeöffnete Augen ziehen grübelnde Schatten.

„Die Kraft? — Gott!"

„Das sagt Ihr mir, der ich der Kirche diene Tag um Tag, Jahr um Jahr ... starren Sinnes und festen Glaubens."

Die Schultern Plettenbergs zucken, und die gläubige Beständigkeit des Gefolterten schlägt an die Fundamente seines Lebens. Er durchbricht den Kreis seines Wollens und Denkens, und sein Herz ist ganz groß, er kann es in seinem ganzen Leibe klopfen fühlen. Es geschieht etwas Gewaltiges, Ungeahntes, Beglückendes an ihm. Er kniet auf dem Boden nieder und greift mit tastenden, zitternden, weichen Händen Wicharts Kopf und gleitet darüber hin und sagt zuckenden Mundes mit dunkler, behutsamer Stimme: „Bruder!"

Und Borius Wichart, da er das Tröstende des Richters spürt, ist voll Verwunderung und verborgener Dankbarkeit. Seine Augen sind groß und offen. Das knochige, von Not und Pein gegerbte Gesicht bleibt reglos, und der schmale Mund schweigt, schweigt, schweigt.

Da fliegt die Tür auf, Hunold von Plettenberg erhebt sich hastig und geht stumm hinaus. Wie die Abgesandten einer fernen, bösen, höllischen Welt stehen vor Wichart die Jesuiten Wachtendonk, Grosbeck, Gröninger und der Jurist Bernink, der ihm als Ratgeber beigegeben war.

Sie haben dicke Bücher mitgebracht und dringen

noch einmal in den Verstockten: „So wollen wir Euch im alleinseligmachenden katholischen Glauben gründlich unterrichten und haben die feste Zuversicht, daß Ihr mit den Gaben des natürlichen Verstandes der Wahrheit beispringt und dem heiligen Glauben Statt und Platz gebt. Hier sind die Schriften Eures Luther." Knisternd schlagen die Blätter auseinander, Wichart überkommt ein wilder Zorn, er ruft: „Nein!"

„Besinnt Euch. Wie eine glühende Petschaft drückt die heilige Kirche den Ländern ihren Willen auf. Auch Euer Herz wird unser. Wichart, auch Euer Herz!"

Und Wichart sagt noch einmal leise, hart, kalt: „Nie in diesem Leben."

Dann zieht die Maske einer steinernen Schweigsamkeit über sein verbranntes Gesicht.

„O Geduld, Herr Bürgermeister", spottet Wachtendonk, und sagt verhalten und bedeutsam in die halbe Helligkeit des Nebenraumes: „Er will immer noch nicht."

Eine verwegene Standhaftigkeit läßt Wichart sich halben Leibes erheben. Er ist ruhig und wie zu Eis erstarrt. Wie dunkle, kantige Schatten wachsen die Gestalten der Folterknechte im niederen Türrahmen auf. Wichart starrt in die Teufelslarven, die sich über ihn beugen und hinter denen eine grause Wildheit glimmt. Sie legen ihm ein eisenstachliges Halseisen um und ziehen ihn über den nassen, kalten Steinboden in die Folterkammer. In einer der ungefüg in die dicken Quaderwände gehauenen Nischen brennt wieder das Holzfeuer, über dem ein Tiegel an langen Ketten hängt. Wichart starrt auf die roten, dick-

aderigen Fäuste der Knechte. Die Jesuiten stehen zu Häupten des Bürgermeisters, murmeln Gebete, klirrend klappert der Rosenkranz, es wird ein stachliges, erbostes Bitten für den hartnäckigen Ketzer. Die goldenen Kreuze auf den Gewändern glänzen wie fromme Lügen. Die Knechte heben den Tiegel vom Feuer und stellen ihn neben Wichart. Mit einem kurzen Blick erkennt er siedendes, gelbschillerndes Öl darin. Auf ein Zeichen des Jesuiten reißen sie ihm das verdreckte Wams vom Leib. Die nasse Kühle des Steinbodens kriecht durch die heißen, schmerzenden Glieder. Ihn friert. Dumpf schlägt das Herz. Der Knecht zieht ein langes, scharfes, zweischneidiges Messer und schneidet damit langsam quer über die Brust des vom Halseisen gebändigten Mannes. Und einen Finger breit darunter noch einmal und noch einmal. Wichart fühlt das Blut warm aus den klaffenden Einschnitten am Körper entlang rinnen. Durch die lastende Luft kommt wieder die Frage: „Seit Ihr bereit?"

Und Wichart sagt leise, kaum hörbar, aber wie von einer gewaltigen, brennenden Macht besessen: „Nein!"

Da schöpft der Knecht mit einer Kelle das glühende Öl aus dem bereitstehenden Tiegel und gießt es in die blutenden Messerwunden. Ein wahnsinnig verworrener Schmerz durchglüht den Gefolterten, hoch bäumt sich der Leib, das Halseisen reißt ihn zurück. Von neuem gießt der Kerl die furchtbare Glut in die kochenden, verbrannten Wunden. Wieder fragt die eiskalte Stimme: „Seit Ihr bereit?"

Noch erfaßt der Verstand die Frage, aber es hält ihn nichts mehr, er beginnt röchelnd zu lachen, brüllend, tobend, krampfhaft. Es läßt sich nicht dämmen.

Er lacht eine besessene, grauenvolle, furchtbare Qual heraus. Eine abergläubische Furcht packt die Schinder, sie lassen von ihm ab und gehen verstohlen und hastig hinaus. Als die Tür hinter ihnen zuschlägt, erbeben sie noch heimlich unter der schrecklichen Gewalt des schreienden Lachens, das sie von drinnen verfolgt.

Der Schmerz zerfrißt den Gefolterten. Im Kopf hämmert es heiß. Die Fieber steigen. Um die brandigen Wunden laufen schwarze Ränder. Die Hitze, der Durst, das Feuer. Das Herz ist wie ein Stück Erde, darauf der Kampf tobt, die Geschütze brüllen, die Männer kämpfen, keuchen, schreien, fallen. Sie zertreten es, zerschlagen es. Ist das das Ende? Steht es in Flammen?

„Der ... Acker ... brennt!"

Wo nur Frau Gertrudis bleibt? fragt ein Wunsch. Weiß, weit, kühl, wie helles, blankes Wasser unter blauem Sonnenlicht! Sommer, bist du, o Frau. Wasser, Erde, Licht, Heimat.

Wie der Leib brennt, wie das kranke, verbrannte Blut schreit: Wasser! Die Flammen! Die Flammen!

Das ... Land ... brennt!

So liegt der Mann in Feuern, einsam, nackt im schimmligen Steingelaß. Vom Haß verbrannt. Von der Kirche gerichtet. Das Licht verstößt ihn in eine grauenhafte, glühende Nacht. In der stickigen, klammen Kellerluft hängt Ruch von Brand, Blut, Schweiß.

Die Flammen!

Der Durst!

Die Schmerzen!

Die Augen schließen! Vergehen, Versinken, Verlöschen.

Und noch einmal denken, hell und schnell und heiß:
Treu bleiben!
Treu . . . bleiben!

So fällt der Abend auf Paderborn.
Im Abdinghof ist lautes, wirres, buntes Leben.
Die Sieger feiern ein großes Fest.
Fackeln werfen wogendes, strahlendes Licht.
Wein fließt rot und glühend in funkelnde Becher.
So übermächtig ist der Triumph des Fürstbischofs, daß er bis um die Mitte der Nacht die Domglocken läuten läßt.
Die klirrenden Wellen überfluten das Land und tosen erzen von den Höhen des gewaltigen weißgrauen Domgemäuers:
Gesiegt!

Der Morgen leuchtet.

Noch liegen die Straßen der Stadt verödet, aber in den Häusern richten die Soldaten schon ihr Gewaffen. Bald füllen sich die Gassen. Auf dem Marktplatz sammeln sich die Rotten der Knechte und treffen die Vorbereitungen für den Tag des Gerichtes. Um die Mittagsstunde kommen die prunkvoll verzierten Karossen von Schloß Neuhaus und bringen die Richter Hunold von Plettenberg, Drost von Boke, Graf von Westphalen, Kurt Thorwesten und den Gografen Gerhard Diekmann. Später finden sich auch die Domherren, Jesuiten und Prälaten ein. Eine Feiertagsstille liegt über den Versammelten, denn es ist Sonntag, der 30. April im Jahre eines großen Sieges 1604, der Sonntag, an dem sie das Urteil über die verhaßten Feinde sprechen dürfen.

Den greisen Plettenberg hat ein Sturm gerüttelt, daß er sich nur mühsam aufrecht hält. Groß brennen seine hellen Augen im zusammengefallenen Gesicht. Er hat in den Nächten mit Gott und allen Heiligen ge-

rungen um Klarheit und Erkenntnis und um einen Ausweg. Sein Herz sagte immer wieder das Wort „Unschuldig — Unschuldig —. Wie kann ein von Gott Verworfener so standhaft sein, so gläubig, so tapfer? So viel Kraft gibt nur Gott.“ — Aber der Geist sprach herrisch dawider: Dein Leben gehört der Kirche. Sie ist Gottes Werkzeug. Du mußt ihr dienen. Es war ein reißender, schwarzer Strom durch seine Seele gegangen. Er wurde von Ufer zu Ufer gerissen. Es gab keine Brücke. Seine Kraft war erlahmt. Er war müde geworden. Der Zwiespalt zerbarst sein Wesen. Er klammerte sich an die zuversichtlichen Gesetze, Dogmen und Verheißungen seiner Kirche wie ein Ertrinkender an einen Ast.

Daß sein Mund rufen mußte: Rom! Rom! und das Herz: Deutsches Land, deutscher Bruder, das war seine tiefste Not.

Das graue Gemäuer des Rathauses leuchtet. Auf der oberen Treppe sind die Sitze der Richter aufgebaut. Sie nehmen Platz. Das Lärmen der Knechte schwillt ab. Aus den Bäumen, die zwischen den Häusern stehen und in deren frühlingsgrünem Gezweig sich die Sonne verfängt, kommt ein Vogelsingen. Als vom Rasenturm her Ketten klirren und hallende Schritte auf das Kopfsteinpflaster dröhnen, wird eine atemlose Stille. Da stampfen breitspurig vierzig spanische Kriegsknechte heran, spielen protzend mit dem ehernen Klang ihrer Waffen, und zwischen ihren Rotten gehen mit schweren, langsamen Schritten die gefesselten angeklagten Paderborner. Vor ihnen her wird Borius Wichart mit auf dem Rücken gebundenen Händen geführt. Im Gesicht die grausigen, erstarrten Male der

Folter und mit Augen, in die die ganze Not und Knechtschaft eines bezwungenen, verratenen Landes eingezogen ist. Sie haben ihm ein lumpiges, schimmelfleckiges Wams übergestreift, das die verschorften Narben karg verdeckt. Und obgleich die Last der Schmerzen wie ein schwerer grauer Stein auf seinem wunden Rücken wuchtet, geht er dennoch aufrecht vor den Seinen her, und auf seinem erhobenen Gesicht ist der Glanz des sonnenhellen Tages. Hinter ihm, ebenso gerade und ungebrochen, folgen die Freunde Johann Lambert und Walter Koithe. Sie sind gleich Borius Wichart am ärgsten gefoltert worden, schwanken ein wenig, noch betäubt von der Pein der rasenden Schmerzen. Dicht hinter ihnen, an einer langen Kette, die von einem zum andern läuft: Cort Rhoren und Henrich Dornemann, Borius Borsfeld und Menke Scharmann, Johann Schilling und Wennebier. Auf den hageren, fahlen Zügen Widerwillen, Erbitterung, Schmerz und Ratlosigkeit. Mit kurzen Schritten hasten Henrich Disse und Bernhard Hesse, fast verwundert und erschreckt von der unfaßbaren Heftigkeit des Schicksals. Zu tief war der Sturz von der Höhe des freudigen, zukunfthellen Sieges in die schwarze, abgrundtiefe Niederlage. Und dann folgen die zwanzig anderen angeklagten Bürger.

So stehen sie sich gegenüber, die Sieger, die Besiegten. Ihre Blicke umkriechen sich. Die Sieger: lauernd, triumphierend, lächelnd. Die Bezwungenen: böse, kalt, anklagend, hassend, zornvoll. Aus dem prunkenden, farbenbunten, festlichen Bild des hohen Gerichtes löst sich eine Gestalt und tritt einige Schritte vor: Hunold von Plettenberg, der fürstbischöfliche

Richter. Leise und mühsam sagt seine Stimme die Worte des Gesetzes. Zuckend hebt die ringgeschmückte Hand ein Pergament.

„In nomine domini, in nomine caesareae majestatis! Eröffnet das gerechte Gericht über den Bürgermeister der Reichsstadt Paderborn und seine Anhänger, Ratsherren, Bürger und Bauern. Schwer ist die Schuld, die sie auf sich luden. Kein Lebender wird sie büßen können. Eine schwere Zeit haben die Angeklagten über das Land gebracht. Eigenwillig, herrschsüchtig, aufsässig das Stadtregiment geführt in eine tiefe Verderbnis. Wider den rechtmäßigen Landesherren gingen Rebellion und Aufstand. Wider die heilige katholische Lehre Ketzerei und Häresie. Unverzeihlich sind die Missetaten des Bürgermeisters Borius Wichart, der die Stadt, ja, das ganze Land in Verderben stürzen wollte. Wäre nicht zur rechten Stunde durch Gottes gnädige Hilfe die Rettung über Stadt und Land gekommen. — — Singularia et extraordinaria. — — Himmelschreiend das verwerfliche Tun des Angeklagten und der von ihm schmählich Verführten." Es ist, als bräche nun seine Stimme, er wirft alle Kraft in seine Worte: „Noch darf der Angeklagte den Mund öffnen, sich zu rechtfertigen. Warum standet Ihr, Borius Wichart, auf gegen Euren gnädigen Landesherren?"

Der sagt unbeweglich, steinern: — „Ich habe getan, was mein Gewissen gebot und Gott mir befahl. Denn Gott will den Freien und Starken und Gerechten, die römischen Knechte aber, die seinen Namen schänden, sind ihm verhaßt."

Wicharts Stimme stößt sie an, daß sie heimlich er-

beben unter der unheimlichen Kraft: „Wahrheit stand gegen Verrat, Recht wider Unrecht, Ehrlichkeit wider Betrug. Glauben wider Unglauben!“

Noch ehe Hunold von Plettenberg etwas zu sagen vermag, ist der Jesuitenpater Wachtendonk mit drei bebenden Schritten vor Wichart, sagt straff, bestimmt: „Ihr seid verstockt, Wichart, und dennoch, — seht unsere Güte. Zum letztenmal, werdet katholisch und das Schwerste ist Euch erspart!“

Da loht noch einmal ein wunder Schmerz auf, eine unmenschliche Kraft peitscht sein Herz, er schreit in des Jesuiten lauschendes Gesicht: „Nein!“

Der Drost zu Boke fragt: „Wollt Ihr Euch schuldig bekennen und reumütig vor das Angesicht des Todes treten?“

Und Wichart gibt ihm Antwort, leise, ruhig und sicher, denn auf eine wunderbare Weise sind alle Dunkelheiten von ihm abgefallen: „Ich bin ohne Schuld.“

Da wendet sich Wachtendonk den Domherren zu, weist auf Wichart und sagt: „Da seht ihr — —“ Aber in seine Worte drängt sich die Botschaft des bischöflichen Mundschenks, der zu melden hat, daß seine Gnaden der Fürstbischof schon ungeduldig an der Richtstätte auf die Verurteilung warte. Der Jurist Bernink, der vom hohen Gericht dem Bürgermeister als Mittler beigegeben wurde, legt sich ins Mittel und bittet, dem Angeklagten noch ein Wort an seine Genossen zu vergönnen. Hunold von Plettenberg geht fast freudig darauf ein: „Wollt Ihr, Borius Wichart, den Männern, die Ihr zum Aufstand triebt, noch ein Wort der Besinnung sagen?“

„Ja."

„So sprecht."

Da wendet sich Wichart um, blickt in die kampfgehärteten, schmerzstarren, notdunklen Kameradengesichter und sagt in ihr Lauschen langsam, unerbittlich mit unausweichlicher Härte: „Bleibt der Freiheit treu, auf daß wir vor dem Richtspruch Gottes bestehen können."

Niemand hat geglaubt, daß aus dem zerklüfteten Wall der gefesselten, wehrlosen Männer noch ein so geballter, wilder, trotziger Schrei brechen konnte, der nun die Stille durchschlägt: „Wir bleiben treu!"

Hunold von Plettenberg gibt ein Zeichen. Die Richter erheben sich, die Jesuiten treten hinzu, bilden Kopf bei Kopf einen Ring und tauschen ein paar schicksalsschwere Worte. Kurt Thorwesten reicht den Richtern die weißen Stäbe, sie heben sie über die Köpfe empor, Plettenberg gibt das Urteil kund, hastend, eilend, um seine Qual zu enden: „In nomine caesareae majestatis . . ."

Splitternd brechen die Hölzer.

„. . . seid Ihr, Borius Wichart, der Stadt Paderborn ehemaliger Bürgermeister, nach dreimal erfolgter Umfrag wegen offener Rebellion als Aufrührer und Majestätsverbrecher nach den ehrwerten Zeilen des peinlichen Halsgerichtes zum Tode des Vierteilens durch das Schwert bei lebendigem Leibe verurteilt. Solches soll geschehen am Sonntag, den dreißigsten April im Jahre des Herren sechzehnhundertundvier — — Gott sei Eurer Seele gnädig."

Die Stille steht wie gefrorenes Wasser.

Als Zeichen des gesprochenen Urteils wird die Rat-

hausglocke gezogen. Wimmernd durchschettert sie den heimlichen Bann, der die Menschen reglos macht. Unvermittelt kommt alles in Bewegung, eine Trommel rast wilde Wirbel, ein Horn sticht grell in das Gewühl, die spanischen Knechte umscharen den Verurteilten und stoßen ihn vorwärts. Die Jesuiten schließen sich an. Richter und Räte nehmen wieder ihre Plätze ein, um noch das Urteil über die andern Rebellanten zu sprechen: Kerkerhaft, Folter und Ausweisung aus der Stadt Mauern. Die Sprüche werden kaum vernommen, alle Blicke folgen dem todgezeichneten Weg Wicharts. Als er schon in die gewundene Westernstraße einbiegt, ruft noch einmal einer der Gefesselten hinter ihm her, und es ist wie eine unfaßbare, schreckhafte, dunkle Kunde: „Wichart! Du nimmst unsre Freiheit mit auf den Block! Wichart, Borius Wichart!"

Und zurück hallt verweht und machtvoll der antwortende Ruf: „Das ... Land ... brennt! ... Aber nie stirbt ... die ... Freiheit!"

Dann verschlucken die Häuserreihen den Gang des Gerichteten.

Die anderen bleiben zurück und werden nach einer Zeit in die Folterkeller getrieben.

Immer noch schüttelt sich die Rathausglocke.

Der Richtspruch ist gesprochen.

Der Richtspruch wird gesiegelt.

Und die Herzen brennen.

16*

Um die Stunde, da der Spruch über Wicharts Taten und Leben fiel, stand Frau Gertrudis in der kleinsten und dunkelsten Kammer ihres Hauses. Sie war vor der lichten Helligkeit des Frühlingstages in die Dämmernis geflohen, weil die strahlende, junge Jahrespracht sie unerträglich bedrängte. Schon früh am Morgen drangen die Schergen auf Wachtendonks Geheiß in das Wicharthaus und schleppten trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr die sieben Jungen Wicharts mit. Selbst die beiden Jüngsten wurden nicht geschont. Sie sollen in Jesuitenschulen erzogen werden, daß auch der kleinste Funke des Rebellentums ihres Vaters aus ihnen gelöscht würde. Da stand sie nun mit leeren Händen, ratlos und einsam im kalten, dunklen Gemach. Durch ein kleines Fensterchen sickerte eine dünne Helle. Ihre Angst stieß an die Wände des schwarzen Schweigens. Sie sah sich die Augen wund, und die ganze Liebe stemmte sich gegen diese Einsamkeit. So stand sie stumm und schwieg sich fast zu Tode. Vor ihrer Seele war das Gesicht des Mannes, wie sie es

gesehen, als er unter den Richtstühlen stand. Hart und bewegungslos zeichnete es sich aus dem Dunkel. Und über dem verbissenen Mund schienen die hellen Augenlichter und sahen sie an. Sie streckte ihm beide Hände durch das Dunkel hin. Da verging das Gesicht. Sie streifte die kalkene Wand, das machte sie schauern. Sie wollte sagen: „Sieh, ich bin da." Aber eine namenlose Qual verschloß ihren Mund, und die brennenden Augen standen voll ungeweinter Tränen. Ein Wunsch bahnte sich mühsam einen Weg: „Wenn ich doch beten könnte in dieser Stunde um dein Leben. Aber wenn Gott seine Hand nicht gegen seine Diener hebt, was vermag da meine Bitte?" Sie ging mit geschlossenen Händen in der Dämmernis hin und wider, sagte leise mit kalten, frierenden Lippen und einem Stöhnen tief aus der Brust: „Wenn ich doch schreien könnte um dein Leben. Wenn ich doch betteln könnte um dein Leben."

Still und dumpf war es in der Kammer. Ihr schmales, kummergraues Gesicht neigte sich. Da gewahrte sie in der Ecke die Umrisse des Webstuhles, und langsam drang es in ihr Bewußtsein, daß es wohl gut sein würde, die trostlos leeren Hände an ein Werk legen zu können und etwas zu schaffen, irgend etwas, das sie aus der marternden Tatlosigkeit heraushöbe. Sie schritt dem Wunsche folgend an den Stuhl, suchte ein Licht, tastete nach Stein und Stahl. Ein Funke zischte blau glimmend, verlosch, ein zweiter sprang auf, das Licht brannte an, unruhig flatterte es hin und her, vom leichten Luftzuge gerührt. Schatten hingen an den Wänden. Wie ein blutiger Schleier schob sich das Kerzenlicht vor ihre Augen. Sie hob die

müden Hände, knarrend knackte das Holz des Webstuhls, als sie sich daran niederließ und ihn bewegte. Leise glitt das Schiffchen vor und zurück. Knisternd flochten sich die Flachsfäden ineinander, sich verwirrend und lösend und wieder untrennbar bindend. Und ihr in Not erloschenes Antlitz beugte sich dicht darüber, dem geheimnisvollen Lauf der Fäden folgend. Draußen war ein Wind. Es klopfte ein Trommeln darin. Aber das konnte auch das Blut sein, das hinter den Schläfen unablässig tackte und hämmerte und das Herz ausglühte. Durch die dämmerdunkle Kammer, in der das Kerzenlicht sich fast verlor, gingen ihre langsamen und notvollen und schwerfügigen Gedanken, die keine Mauer hielt: „Fühlst du, wie ich meine ganze Liebe und mein Leben in deinen Tod lege, Borius, daß er nicht verloren ist? Fühlst du meine Hände über die blutenden, brandigen Wunden gleiten, kühl und weich und heilend? Sieh, meine Hände wollen dir ein Tuch weben für deine Wunden, das ist nun das einzige, was ich noch tun kann für dich, so arm bin ich geworden. Nun ist unser Leben und unser Kampf vertan. Ich bin müde, und möchte bei dir sein und mit dir gehen."

Eiliger huschte das Webschiffchen. Weiß schimmerte der schmale Linnenstreifen.

„. . . Deine Gedanken suchen mich, Borius, ich fühle es durch alle Fernen. Weißt du, daß ich in dieser Stunde dein bin wie wohl nie vordem? Müssen wir immer erst vor das Bitterschwerste gestellt werden, um uns unserer Liebe ganz und groß bewußt zu werden? . . ."

Langsamer zuckte das Schiffchen. Das machte sie

erschrecken. Mit hastigen, eifrigen Bewegungen trieb sie es wieder an, ein Ächzen ging durchs Holz, breiter und breiter wuchs der weiße Linnenstreifen aus dem Gewirr der laufenden Fäden.

„... Nie wird alles verloren sein, Borius. Etwas wird leben. Etwas wird wie ein Samenkorn sein, das in den Künftigen schlummert und einmal wunderbar aufbricht. Dann wird es licht sein, Borius. Laß sie richten und reden, was ist das alles vor eurem schönen Kampf und der Liebe, die zwischen dir und mir ist? Unser Leben ist dennoch groß gewesen."

Wie unter Erde verschüttet saß die werkende Frau am Webstuhl. Steht nicht ein Lied auf, ein altes Webelied? Nein, nicht jetzt, nicht in dieser Stunde. Aber es ließ sich nicht abweisen, es drängte sich hervor, und tonlos formten die kalten Lippen die Worte:

„Fliege, Faden, fliege,
web das weiße Linnen.
Muß schon früh beginnen,
eh im Osten blutigrot
ruft der stumme Schnitter Tod.
Fliege, Faden, fliege."

Da — riß der Faden.

Einen angstwilden Herzschlag lang starrte sie lauschend ins Dunkel. Dann schlug die Frau die Hände vor das vergrämte Angesicht und weinte bitterlich.

In der Kammer wurde es totenstill. Wie aus anderen Welten stieß ein Glockenwimmern an die Scheiben.

Das Kerzenlicht ertrank in Dunkelheit.

Die Trommeln!

Die Trommeln hacken wilde Wirbel.

Die Trommeln schlagen in die schweren Schritte Wicharts.

Unentwegt, unaufhörlich, unbeirrbar.

Trommelstoß um Trommelstoß sind die Meilensteine an der Todesstraße.

Neben Borius Wichart klirren eisern die Waffen spanischer Knechte. Leiser, behutsamer sind die Schritte der Jesuiten. Ihre murmelnden Bittgebete rauschen wie dunkler, ferner Wind, ihre goldenen Kreuze klirren wie Ketten, ihre gefalteten Hände scheinen wie knöcherne Klammern am Herzen der Freiheit.

Die Straßen sind leer.

Stumm und erstorben alles ringsum.

Die Trommeln zerhacken die stöhnende Stille.

Wichart geht langsam, stetig, ein wenig schwankend Schritt um Schritt. Er ist müde. Das Blut brennt in den karg verharschten Wunden. Die Gedanken sind ausgedörrt. Das Herz in der engen Brust glüht wie

geschmolzenes Eisen in irdenem Kessel. Er geht sein Leben durch. Er fühlt das Erkämpfte mit jedem Schritt weiter zurückbleiben. Die Freiheit ist aus. Der Kampf vertan. Das Leben zerbrochen. Vor dem Westerntor fliegen die Blicke in das ferne, sonnenbestrahlte, glänzende Land. Die Saat hat die Äcker grün überhaucht. Der Himmel ist endlos und blau und von blendender hoher Helle. Etwas lebt. Etwas ist da. Es ist nicht alles verloren. Eines blieb beständig. Die Erde ist treu. Feurige Fäuste schlugen das Land, aber es blühte neu. Diese Gewißheit rückt mit aufschreckender Nähe und Eindringlichkeit in Wichart ein. Er atmet tief auf. Er fühlt sich wie von einem lastenden Druck befreit. Etwas löst sich und strömt mit kühler, ruhiger Kraft in die letzte, schmale Frist seines Lebens. Das Bild des leuchtenden Landes verschwimmt, er sieht vor seiner Seele die Frau und seine Kinder. Der Mann geht ein wenig schneller, um dicht heranzutreten. Das Frauenantlitz ist in einer unfaßlichen Weise erhoben, geläutert, geklärt.

Dann springt ein anderes Bild vor seine Augen: Der Richtplatz.

Er sieht den Fürstbischof unmittelbar neben sich stehen, verhält den Schritt, schaut mit schmerzenden Augen in dessen Gesicht. Borius Wichart wendet das Angesicht seinem dunklen Schicksal zu. Eine abgrundlose Bitterkeit bricht über seine verbissenen Lippen: „Nun, Bischof Dietrich — sauf dich meines Blutes satt, danach dich so lange gedürstet ..."

Er geht weiter.

Die Trommeln lärmen.

Da stechen die Stimmen der Jesuiten in sein Ohr: „Sterbt im katholischen Glauben."

Unvermittelt geschieht eine wundersame Wandlung. In sein verschattetes Gesicht, darin die Marter ihre furchtbare Schrift schrieb, kommt eine Klarheit. Und Wichart sagt: „Ich habe einen Glauben und eine Versicherung, und ein Teil davon habe ich euch gesagt. Der soll nicht von mir genommen werden in Ewigkeit. Daß ich nun das Meine leide, geschieht um des freien Glaubens und der Freiheit willen."

Klobig und hoch wuchtet der Richtblock auf.

Ein Horn schreit.

Die Trommel lärmt.

Noch zehn Schritte Leben.

Die Füße verklammern sich mit der Erde. Der Wille muß sie mit Gewalt losreißen.

Durstig trinkt er die Sonnenhelle.

Dann ist Borius Wichart auf dem Block und steht mit den letzten Herzschlägen zwischen Leben und Tod gekettet. Steht ganz stumm, aufrecht, erhoben.

Das Herz stößt in seine Kehle. Die Trommeln zerschlagen alle Bekehrungsworte der Jesuiten.

Und die weißen Wolken verlieren ihren blendenden Glanz. Ein gewaltiger Wind kommt auf und zerreißt die Wolkentürme zu Fetzen, daß sie wie rußige, grauschwarze Fahnen über das Land hin wehen. Es ist, als sei irgendwo hinter den Himmeln ein ungeheurer Brand und treibe seinen heißen Atem gegen die Mauern der Stadt. Der Himmel flattert wie eine wilde, knatternde Fahne. Wicharts Blut wirbelt in den Adern tosenden Takt.

Aufgerissen ist das Antlitz der Welt und ein aufbrechender Schrei:

„Das ... Reich ... brennt!"

Dann zerrt Borius Wichart das starre Wams vom Leib.

Die Trommel dröhnt.

Das Beten schwillt.

Die Scharfrichter ziehen mit bloßem Schwert ein blutiges Kreuz über seinen Rücken.

Das Trommeln schweigt.

Stille.

Beten.

Trommeln.

Schwertblitze durchzucken die Welt! Eine riesenhafte, eisige, feurige Lohe reißt das Leben des Mannes vor das Antlitz Gottes.

Sie haben aus dem gevierteilten Leib das Herz gerissen, ihn auf einen Karren geworfen und unter Trommelschlag und Glockengedröhn nach Paderborn gebracht. Sie zogen am Wicharthaus vorüber, darinnen Frau Gertrudis in Dunkelheit verschüttet hockte und dem Klang des rumpelnden Todeskarren nachhorchte, bis er im Schweigen ertrank. Sie hängten den gevierteilten Leib zu Schande und Schimpf der Stadt an den vier Toren auf.

Der Sieg der Kirche brachte lähmende Totenstille in die Stadt. Die gefolterten, rebellischen Bürger wurden mit ihren Familien ausgewiesen. Der freie Glaube erstickte unter würgender Hand.

Unzählige Wege war Frau Gertrudis gegangen, um die Jungen wieder in ihren mütterlichen Schutz zu bekommen, aber die Priester stemmten ihr ein unerbittliches „Nein" entgegen. In Jesuitenschulen zu Fulda und Trier wurden die Jungen aufgezógen. An ihnen sollte alle Schande ihres rebellischen Vaters gesühnt werden.

Immer länger wurden die Wege der Frau, immer müder und trostloser. Das schweigende Heimathaus schrie sie an. Unerträglich war es, darin zu leben und zu atmen. Unmöglich die Gassen zu durchstreifen, über die einst des Mannes Todeskarren rollte. Furchtbar den erzenen Klang der Domglocken anhören zu müssen. Grausam über alles Menschenmaß waren die bergenden Wände ihres Lebens eingerissen worden. Sie sah dem Ewigen in das Angesicht und schauderte in ihrer

letzten menschlichen Einsamkeit. Daß sie dem Griff des Todes entgangen war, schien das Furchtbarste in ihrem unaufhaltsam verrinnenden Leben.

Einer dunklen Ratlosigkeit folgend, trat sie während eines Ganges durch die Stadt zögernd über die Schwelle einer Kapelle und stand lange in dem dämmerkühlen Raum, wo unter einem Muttergottesbild eine rote Flamme unruhig zuckte. Mit der Inbrunst einer Verblutenden trat sie dicht an das holzgeschnitzte Mutterbild und fühlte aus verlorensten Tiefen ein Gefühl beißender Bitternis auftauchen und die Glieder durchströmen, da sie auf den herben Zügen des biegsam geformten Antlitzes das glückhafte Lächeln einer gesegneten Mutter gewahrte, die das Kind ihres Leibes in sorgenden Händen hält. Aus ihrem erschütterten Leben brach noch einmal ein heftiger heißer Wunsch. — In unbewußter bittender Gebärde, einem geheimnisvollen Zwange gehorchend, streckte Frau Gertrudis ihre Hände aus und eine fast erlösende Befreiung überfiel ihr Dasein, als sie das geschnitzte Gotteskind mit den kalten schmalen Händen umfaßte. Sie fühlte ihre Finger beben in der tiefen Begehrlichkeit ihres mütterlichen Wunsches und umklammerte das Kind fester und versuchte es an sich zu ziehen, hörte plötzlich ein leise brechendes Geräusch und sah erstarrend, daß sie das Kind von seiner göttlichen Mutter gelöst hatte und es ihrem vergleitenden Leben nun auf eine eigenwillige und wundersame Weise anvertraut war. Und dann war ihr, als würde sie von einer Hand behutsam und unendlich leise angerührt. Es begann ein fast wunderliches Wachstum, was das tote Land ihres Herzens in zartester Regung wieder

verlebendigte. Da löste sich die winterliche Starre ihres Blutes. Gläubig und erschüttert nahm sie das Kind an ihre Brust und ging mit weichen, weiten Schritten aus der Kapelle, über die Gassen der Stadt durch das Gyrstor in das Land hinaus. Ihre ausgebrannten Augen füllten sich mit einer warmen, erlösenden Nässe. Alle Furcht war nun erloschen, alle Wirrsal, alles Quälende und Grauenhafte. Der Himmel stand in leuchtender Hoheit. Das Gras legte sich weich unter ihre Schritte, das Licht des schwindenden Tages hing über der endlosen Ebene. Eine Schwarzamsel sang süß und perlend in ihrer Abendseligkeit. Mit einer wachsenden Beglückung ging die Frau tiefer und tiefer in ihren Frieden hinein, der sich weit und endlos wie der verglühende Abendhimmel vor ihrem Wesen auftat. Verschwenderisch und betäubend duftete das erste Heu in der leise sich kühlenden Luft.

Ein Wind kam aus den ruhenden Feldern. Sie zog das Tuch enger über das Kind, dem ihr Herz warm und nah entgegenschlug. Ihre Gedanken gingen auf den Mann zu: Nun komme ich ganz. Nun gehe ich über den Strom, der uns trennt, auf deine Seite, Borius. Ich bin bei dir. Ich fühle alles abfallen an Not und Qual. Sieh, — der Abend fällt über uns. Du mußt mich ganz festhalten, Borius. Du mußt mich sehr stark machen. Ich komme.

Der Abend dunkelte den Himmel. Ein Stern brannte an. Der Tau fiel auf die Wiesen, und aus den moorigen Gründen in den Weiten hoben sich lautlos mit kaltwehendem Atem die weißen Nebel. Der Lufthauch wehte herben Duft der betauten Gräser und Acker-

blumen zu der Frau hin, die langsam und stetig mit weiten, ein wenig schwingenden Schritten, als sei ihr eine kostbare, innige Last zu tragen gegeben, ihren Weg ging. Fest drückten ihre Arme das stumme Kind an ihr weiches Leben.

„Komm", sagte sie mit behutsamer, schmaler Stimme — „sei ganz ruhig. Ich spüre dich schlafen. Ganz still, ruhig und warm. So werde ich es auch haben. So geborgen, so traumlos. — — Ich will nun bei dir sein, Borius. — Ich will nicht mehr ringen müssen mit dem Leeren, Schwarzen, Abgründigen. Ich will sein wie ein Kind, das in tiefem Frieden schläft. Ich bin müde. Ich will am Herzen der Erde schlafen, Borius — du!"

Die Nacht legte sich lautlos und sanft auf die tagesmüde Erde.

Der Tau glitzerte silbern.

Die Vögel schliefen.

Es war still in Unendlichkeit.

Vor Frau Gertrudis tat sich ein dunkles, starres Moorgewässer auf. Schwarz und reglos lag es unter dem Atem der Dämmerung. Aber es fing die unausmeßbare Himmelshöhe in sich auf, denn aus seinen Tiefen schien ein Stern zu blühen. Mit einer weiten, weichen Gebärde umschloß sie das schweigende Kind, preßte es an ihr heiß- und hellschlagendes Herz, sog noch einmal durstig den feuchten, warmen Abendwind ein und ließ sich mit einer fast gläubigen Hingabe in die schwere Tiefe fallen.

Ehe die eisige Hand des Wassers ihren Mund verschloß, sagte sie noch einmal: „Ich — komme."

Die Jahre gingen ins geknechtete Land. Der Sieg der Kirche wuchs und wuchs. Die letzten Protestanten wurden ausgetrieben. Paderborn war katholisch.

Das war der Sieg.

In Stunden des Wunsches zu Ruhe und Frieden nahm der Bischof von Fürstenberg das Pergament des Papstes Clemens VIII. vom Jahre des Triumphes 1604 und las es mit fiebernden Augen immer wieder, bis ihn ein fast freudiger Taumel faßte: „Überraschend schnell hast du vollbracht, was kaum in einer langen Reihe von Jahren zu erhoffen war, so daß du mit dem Siege über deine Feinde zugleich unsere und aller Erwartung übertroffen hast. Da du die christliche Sache mehr gefördert hast, als jemand hätte wagen dürfen von dir zu verlangen, so darfst du jetzt bei der allgemeinen Freude der Guten das dir gebührende Lob genießen in einem noch höheren Grade, als du wünschest und deine Bescheidenheit zuläßt. Deine tapferen und frommen Taten haben uns mit

solcher Freude erfüllt, daß wir zugleich mit dir zu triumphieren glauben."

Triumph!

Die Grenzen des Reiches aber zerfielen.

Die Seele des Volkes war zerspalten und zerrissen.

Des Volkes Herz blutete.

Was im engumgrenzten Paderborner Land gleichnishaft geschah, durchrüttelte immer weiträumiger und gewaltiger die ganze Nation.

Die drohenden Wetter eines fast endlosen, dreißig Jahre währenden Krieges donnerten mit rasender Hast auf Deutschland zu.

Flammen züngelten auf.

Sturm stieß darein.

Das Reich brannte.

Nachwort

Da in diesem Roman das Leben eines vergessenen, unbekannten deutschen Mannes neu ersteht, der selbst in der Geschichtsschreibung übergangen wurde, scheint es notwendig, die Grundlagen und Dokumente des Paderborner Freiheitskampfes und des Rebellen Wichart kurz zu umreißen. Eine Veröffentlichung des gesamten Urkundenmaterials bleibt vorbehalten.

Die Zeit der Gegenreformation, die die gewaltige Tragödie des Dreißigjährigen Krieges heraufbeschwor, ist eine der dunkelsten und grauenvollsten der deutschen Geschichte. In der freien Reichsstadt Paderborn vollzog sich beispielhaft, was die gesamte Nation erschütterte und zerriß. In Borius Wichart aber erwächst das Sinnbild des kämpferischen, unbeugsamen deutschen Mannes, der sich tapferen Herzens wider alle Knechtschaft erhebt. Sein großes Leben wieder der heutigen Generation ins Bewußtsein zu rücken, ist Aufgabe dieses Romanes. Das oft in kleinen Streitigkeiten verwirrte Geschehen der Paderborner Kämpfe aufzuzeigen, hielt ich nicht für nötig, statt dessen sind die wesentlichen und entscheidenden Entschlüsse und Kämpfe in historischer Treue nachgestaltet worden. Ein Teil der Aussprüche von Borius Wichart sind in der unten angeführten Handschrift von Wolfgang Günther wörtlich angegeben. Vor allem seine Rede vor dem Fürstbischof und die Worte während des Urteils und vor der Hinrichtung.

17*

Auch von katholischer Seite werden seine letzten Worte angegeben (P. Horrian: Panegyricus).

Zwei Jahre nach Borius Wicharts Hinrichtung erschien in holländischer Sprache eine Darstellung der Paderborner Schicksale von Gangolphus Hergundus, ein Name, der ohne Zweifel aus Versetzung der Silben von Wolfgang Günther gebildet ist. Mehreres stimmt in dem holländischen Buch wörtlich mit seinem Berichte an den Landgrafen überein. Jene holländische Druckschrift machte großes Aufsehen. Da hielt Pater Wachtendonk es für geraten, mit einem Buch „Wahrhaftige Bekehrung vom lutherischen zum katholischen Glauben des Liborii Wicharts angewesenen Bürgermeisters von Paderborn" hervorzutreten. Darin schildert er die ausführlichen, feinen Religionsgespräche, die er mit dem vielgefolterten Wichart im Kerker gehalten hätte. Konnten seine Beweisgründe auf einen Mann wie Wichart so tiefen Eindruck machen, so würden sie, hoffte er, auch bei andern Ketzern Heilfrucht schaffen, denn Wicharts Name brachte die Schrift in alle Hände. Sofort aber antwortete ihm Johann Schwartz, Pfarrer zu St. Thomas in Soest, mit einer „geharnischten Schulführung und Widerlegung des stockmeisterischen Gesprächs, welches ein Jesuiter zu Paderborn in offenem Druck mit dem Bürgermeister daselbst, Herrn Liborio Wichart seligen, in seiner Verstockung gehalten zu haben sich berühmet". Dazu schrieb sein Soester Kollege, Doktor Philipp Nicolai, eine Vorrede, in welcher er den Hergang aus dem Gangulph darlegte und hinzusetzte: „Mir ist kein Zweifel: wäre der Bürgermeister vom evangelischen Glauben abgefallen und dem Papstthum so zugetreten, daß er auf den römischen Glauben beständlich zu leben und zu sterben getrauet und den Jesuiten solches verheißen und zugesagt, wie das jesuitische Scharteklein davon schnattert und prahlt, so würde man nicht mit ihm so schnell zur Stadt hinaus dem Tode zugeeilt haben, sondern ihn zuvor auf dem Markt in Gegenwart und Versammlung der ganzen Bürgerschaft seinen Widerruf des lutherischen Glaubens, wie es die Jesuiten nennen, tun lassen. Aber dem guten Bürgermeister ist nun sein Mund gestopft auf dieser Welt."

Auffallend ist das außerordentlich spärliche Urkundenmaterial im Besitz der Stadt Paderborn. Trotz der zahl-

losen Juristen, die Paderborn zu Wicharts Zeiten bevölkerten und die jeden geringsten Streitfall sorglich aufzeichneten, liegt über Wichart gar nichts mehr vor. Von seiten des Klerus ist kein Material zu erreichen. Die wenigen Hand- und Druckschriften, die uns zugänglich sind, genügen jedoch, um auf ihre Weise den gewaltigen Freiheitskampf Wicharts und der Paderborner in historischer Wahrheit zu bestätigen. Das wichtigste Dokument ist zweifellos die Handschrift des Kampfgenossen Borius Wicharts, des Stadtsyndikus Wolfgang Günther, der später in Diensten des Landgrafen Moritz von Hessen den gesamten Paderborner Freiheitskampf in allen Einzelheiten niederschrieb und das Leben Wicharts in seiner ganzen Größe und Tragik dokumentierte. Die Handschrift befindet sich jetzt in der Landesbibliothek Kassel, wurde 1604 geschrieben und dem Landgrafen Moritz gewidmet. Sie führt den Titel: „Relatio historica, warhafte Beschreibung und ausfürlicher Bericht des fiandtlichen heimblichen überfals, angerichteter verrätherei, und ervolgter eroberunge der Statt Paderborn in Westphalen, mit anzeige gründlicher ursachen und umbständen, welcher gestalt von den papisten und deren adhärenten sowol der evangelischen lehr als weltlichen regiments und ratstands untertrückunge practiciert, auch endlich mit unerhorter über Bürgermeister rat und bürgere verübter tyranney abgeschaffet worden. Der warheit zu steur kürzlich in drei theile verfasset durch Wolfgang Günthern, der Statt Paderborn dermaligen Syndicum anno 1604." (Hist. fol. 22.)

Den mit Bewußtsein in völlige Vergessenheit gerückten Kampf Wicharts um die Freiheit des Paderborner Landes griff der Stadtverordnetenvorsteher Franz von Löher 1874 auf. Er durchforschte sämtliche Archive und Bibliotheken und veröffentlichte das Ergebnis seiner Forschungen in dem Band „Geschichte des Kampfes um Paderborn". Das Buch verschwand schon nach kurzer Zeit aus dem Buchhandel.

Folgende Urkunden und Schriften liefern Material für die Geschichte des Paderborner Landes und das Leben und tapfere Kämpfen des Bürgermeisters Borius Wichart:

Handschriften, in denen von Wichart berichtet wird (*):
Handschriften, die ein kulturhistorisches Zeitbild geben (†):

*1. W. Günther, Relatio historica... Kassel 1604.
*2. Klöckner, Martin, Fortsetzung des Cosmodromium von Gobelin Person oder Westfälische Chronik von 1314 bis 1616.
†3. Cod. Vatic. (Ottobon.), Nr. 2422.
†4. Historia urbis et collegii S. J. Paderb. Ein dünner Quartband, welcher zum größten Teil Auszüge und Übersetzungen aus Sander enthält.
†5. Historia annua collegii S. J. Paderb. 2 Foliobände; der erste reicht von 1619 bis 1699, der zweite von 1700 bis 1770.
†6. Bessen, Georg Jos., Collectanea ad historiam Paderb. spectantia. Der Band enthält Quellenauszüge besonders aus der Zeit des Fürstbischofs Theodor Adolf von Reck bis zum Jahre 1824.
†7. Engers, Matthias van, Historia Westphaliae, praecipue rerum ab episcopis Paderb. Gestarum.
*8. Sander, Joh., S. J., Historia collegii S. J. Paderbornensis ab anno 1580 ad annum 1659. 2 Quartbände; der erste reicht von 1580 bis 1621, der zweite von 1622 bis 1659.
†9. Kloppenburg, Joh., S. J., Fasti sacri Westfalici sive Fasti Westfaliae sanctae, beatae, piae. Neuhusii 1688.
†10. Liber Variorum collegii S. J. Paderb.
†11. Libri Variorum. 12 Foliobände.
†12. Masen, Jac. S. J., Continuatio annal. Paderb. Schatenii ab anno 1546 ad annum 1618 in 3 Büchern (XXI—XXIII).
†13. Türck, Henr., S. J., Annales seu primae origines provinciae nostrae Rheni inferioris a mundo condito usque ad annum 1650. 6 Foliobände.

Diese Handschriften sind mit Ausnahme von Günthers Relatio historica, die sich in der Landesbibliothek Kassel befindet, im Besitz der Bischöflichen Bibliothek zu Paderborn. Sämtliche Berichte außer Günthers Relatio sind natürlich von klerikaler Sicht aus geschrieben.

Druckwerke, in denen Wichart erwähnt wird (*):
Werke, die ein Zeitbild aufzeichnen (†):

†1. Annuae Litterae S. J., 1581 sqq. Romae 1583 sqq.
†2. Backer, Aug. et Al. de, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. 3 vol. Liége 1853 sqq.

*3. Bessen, Georg Jos., Geschichte des Bistums Paderborn. 2 Bände. Paderborn 1820.
†4. Brand, J. F., Kurze Beschreibung der Stadt Paderborn. Paderborn 1846.
†5. Buß, F. J., Die Gesellschaft Jesu. Mainz 1853.
†6. Crétineau-Joly, J., Histoire de la compagnie de Jésus. Tournai 1846.
†7. Evelt, Jul., Die Weihbischöfe von Paderborn. Paderborn 1869.
*8. Gröningers Bericht über Wicharts Bekehrung.
†9. Historiae S. J. pars IV sive Everardus. Auctore Sacchino, Franc., S. J., Insulis 1661.
Historiae S. J. pars V. sive Claudius. Tom. prior auctore Sacchino, Franc., S. J., Romae 1661. Tom. posterior auctore Juvencio, Jos., S. J., Romae 1661. Tom. posterior auctore Juvencio, Jos., S. J., Romae 1710.
Historiae S. J. pars VI. Tom. prior auctore Cordara, Jul., S. J., Romae 1750.
*10. Keller, L., Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. 2 Teile. Leipzig 1881—1887.
†11. Micus, Fr. Jos., Denkmale des Landes Paderborn. Paderborn 1844.
†12. Pachtler, G. M., S. J., Ratio studiorum et institutiones scholasticae S. J. per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae. 3 vol.
Berol., 1887 sqq. — Dieses Werk ist ein Teil von den Monum. German. Paedag. (hrsg. von Kehrbach).
*13. Panegyricus die natali Academiae Theodorianae Paderbornensis Reverendissimo atque Illustrissimo Principi ac Domino Theodoro episcopo ecclesiae Paderbornensis, S. R. E. Principi, fundatori eius munificentissimo a collegio academico S. J. oblatus, et in tres libros divisus, in quo de Westphaliae ac Paderbornae rebus non pauca e veteri recentique memoria ad eruditionem iuventutis in loco disseruntur. Paderbornae 1616.
Der Verfasser ist P. Joh. Horrion.
†14. Pieler, Fr. Ign., Leben und Wirken Kaspars von Fürstenberg. Nach dessen Tagebüchern. Paderborn 1873.
†15. Reiffenberg, Frid., S. J., Historia S. J. ad Rhenum inferiorem. Colon. 1764.
†16. Ribadeneira, P., S. J., Illustrium scriptorum religionis S. J. catalogus. Antverpiae 1608.
*17. W. Richter, Geschichte der Paderborner Jesuiten. Paderborn 1892.

†18. Sökeland, B., Geschichte des Münsterschen Gymnasiums von dem Übergange desselben an die Jesuiten im Jahre 1588 bis 1630. Münster 1826.

†19. Strunck, Mich., S. J., Annalium Paderb. pars III. Paderbornae 1741.

†20. Unkel, K., Die Koadjutorie des Herzogs Ferdinand von Bayern im Erzstift Köln. Hist. Jahrb. VIII.

*21. Franz von Löher, Kampf um Paderborn. Berlin 1874.

*22. Eine sehr gute Einführung mit Auszügen aus dem Werk von Löher ist die Schrift:

B. Dultz, Borius Wichart. Verlag Klein, Leipzig.

Anhang I

Warhafftige Bekehrung

Vom Luthe=
rischen zum Catholischen
Glauben, des Liborij Wichartz

gewesenen Bürgermeisters zu Paderborn,
geschehen in seiner Verstrickung oder Ge-
fengnuß, vnd durch einen öffentlichen Wider-
ruff vor der gantzen Burgerschafft auff
dem Marckt bestettiget, den 30. April
vmb 1. Vhr nachmittag.

Allen guthertzigen Bürgern daselbst
vnd Stifftsgenossen durch einen Bürgers
Sohn, der vom anfang biß zum end die-
sem Christlichem Werck beygewonet,
zu sonderlichem gefallen
mitgetheilt.

Gedruckt zu Paderborn durch
Matthæum Pontanum.

Anno M. DC.IIII.

Titelseite des Bekehrungsbuches von Pater Wachtendonk

Anhang II

Auszug aus der Chronik des Stadtsyndikus Wolfgang Günther

Titel: „Relatio historica, warhafte Beschreibung und ausfürlicher Bericht des fiandtlichen heimblichen überfals, angerichteter verrätherei, und ervolgter eroberunge der Statt Paderborn in Westphalen, mit anzeige gündlicher ursachen und umbständen, welcher gestalt von den papisten und deren adhärenten sowol der evangelischen lehr als weltlichen regiments und ratstands untertrückunge practiciert, auch endlich mit unverhorter über Bürgermeister rat und bürgere verübter tyranney abgeschaffet worden. Der warheit zu steur kürzlich in drei theile verfasset durch Wolfgang Günthern der Statt Paderborn dermaligen Syndicum anno 1604."

„Das kreigsvolk aber in der statt Paderborn ist alsbalt bei die burger verlosiert, die angeclagte hern verrathers und papisten damit verschonet, die gefangene und andere burgere, sonderlich denen die verrathers aufsetzig gewesen, damit häufig beladen. Die dan alles ihres gefallens geraubet verprasset und verstolen, auch allerhand mutwillen an weibsbildern und sonsten zu uben sich understanden.

Es hat auch der Graf vom Rittberge offentlich ausruifen lassen, das ein jeder burger seine gewehr, nichts ausbescheiden, bei leibstrafe von sich geben soll. Darauf auch dieselbe auf allen Straßen mit wagen und karren gesamblet, worerst auf das rathaus, folgentz nach dem Rittberge weggefuret.

Etzliche burger sein theils in solchem uberfall, theils hernacher uber die mauren gefallen und entrunnen, auch bis dahero der statt verweichen muesen.

Des Dinstags, (welcher war der 27. Aprilis,) ist der burgermeister Borius Weichart von dem pranger in die fangnisse oder turm eingefuret, daselbst ohne einige vorgehende erkenntnisse jämmerlich torquiert und unerhörter weise mit aufschneidunge der brusten und eingegossenem gluendem ölie gepeiniget, — bei welche tortur dan obgesagter Berningh, abgesetzter

stattschreiber, und andere papisten verorndet, — folgendes freitags, (war der 30. aprilis,) aufs markt vor gericht gefuret, gesagter Berningh ihme zum procuratoren zugeben. Daselbst sich Hunolt von Plettenberg, droste zu Boke, des bischofs swager, Cort Thorwesten des bischofs rentmeister, und Gerhart Diekman gogreve, (der dan sowol der statt als bischof mit gleichen eiden verwant,) zu richtern niedergesetzt, vielgesagter burgermeister auf zugelegte unwarhafte posten nur dreier tage gebeten und auf kayserliche recht und peinliche halsgerichtsordnung sich berufen, aber gestracks zu antworten gezwungen, das übrige abgeschlagen. Als er aber in eigner person die zugelegte clage verantwortet und damit das gericht uber drei stunde verzogen, und dan der bischof selbst vor der westerenpforten, sothane tragoediam und jämmerliches bluitvergiesen anzusehen, in einem garten sich verhalten, den ausgang und ende aber des gerichtes nicht abwarten konnen, seinen trumpeter in das gericht einsmal, und seinen weinschenken andresmal mit dem befelch, daß sie ihnen den burgermeister ohne urthel und recht herausbringen solten, dan er ihnen je deshalber befelch gegeben hatte, — abgeschickt. Darauf vor den andern in den ketten verschlossenen burgern, (vor die er nach ihrer unschuld halber vleisig gebeten,) uber das markt aus dem westernthor ausgefuret worden, auf der malstatt, (so mit reutern und soldaten besetzt,) hat er den jesuviter, der ihnen zum papistischen glauben alnoch bereden sollen, gestracks abgewiesen, die kleider selbst ausgezogen, und wie er den bischof im garten stehend vernommen, ihnen zuletz mit folgenden worten angeredet: „nun komb, bischof Ditrich, und sauf meines bluits sat, darnach Dich lange gedurstet". Darauf sich selbs auf den tisch unerschrocken hingelegt, lebendig geviertelt, vor solcher pein niemals geseufzet, sondern in groiser unerhorter bestendicheit sein leben geendigt, das haupt vor der westernpforten auf einer stangen ausgehengt, die viertele auf einer karren vor seines des burgermeisters behausunge zu groisem scimpf dessen frauen und sohnen, (deren er sieben verlassen,) ubergefuret und an jede pforten eines angehengt.

Die andere gefangene burger, als Wilhelm Dornemann, Walther Kothen, Salomon Orgelmacher, Menke Scharman, Schele, Borius Borsfeld, Jorgen Schuirman, Johan Lamberdes, ohne einige ursache oder erkenntnisse, Johan Koken darumb das er den seligen burgermeister zum rat erwelet, jammerlich und unerhorter weise gepeiniget, obgesagten Orgelmacher und Scharman das gericht anbestimbt. dero behuif drei sarke verfertiget, jedoch hernacher neben obenenten mehrertheils ohn einig urthel gericht oder recht des landes verwiesen, dazui alnoch in etzliche hundert thaler straf verdammet und niemands, warumb sie in der tortur gefragt, zu entdecken in eidsstatt eingebunden..."

Anhang III

Aus dem Panegyricus auf den Bischof von Paderborn

Als Liborius Wichard, von dem wir bisher gesprochen haben, gefesselt im Kerker gehalten wurde und die lutherischen Prediger von der Pankratiuskirche geflohen waren, ging auf Wichards eigenen Wunsch der Vicarius der Cathedrale, der Jesuit P. Friedrich Wachtendunck, zu ihm. Durch die Gespräche mit diesem wurde Wichard schließlich dazu bewogen, zur katholischen Kirche überzutreten. Er beichtete nach katholischem Ritus seine Sünden und wurde mit dem hl. Abendmahl versehen. Und nicht nur bei der Urteilssprechung, sondern auch vor der Vollstreckung der Todesstrafe bekannte sich Wichard zum katholischen Glauben und beteuerte, daß er bis zum letzten Atemzuge an ihm festhalten wolle.

Über diese allgemein bekanntgewordene Bekehrung Wichards gerieten die lutherischen Prediger in große Erregung und versuchten, diese nun bei der rohen Masse durch unglaubliche Lügereien zu verdunkeln. So veröffentlichte gegen den von P. Friedrich (Wachtendunck) herausgegebenen Bekehrungsbericht Johannes Schwartz, Prediger an der Thomaskirche in Soest, allerlei Ungereimtheiten mit einem Vorwort von Philipp Nicolai.

In diesem Vorwort wird aus den vier Büchern „Paderborner Geschichte" eines sogenannten Gangulphus Hergund folgendes berichtet, woran man übrigens diese Art von Leuten mit ihrem Lügentalent leicht erkennen kann:

Nachdem man am 1. Mai Wichard eingekerkert, habe man ihn an den Füßen aufgehängt, ihm die Brustwarzen abgeschnitten, siedendes Öl in die Wunden gegossen und in die Nase drei mit einer jauchartig riechenden, wie Feuer brennenden Flüssigkeit gefüllte Flaschen gegossen, eine Flüssigkeit, die bei den Deutschen als Branntwein (vinum ardens sive adustum), den Italienern als Lebenswasser bekannt sei.

Auf Grund der öffentlichen Verhandlungen steht dagegen fest, daß Liborius die übliche Untersuchung gegen sich beantragt und alle seine Verbrechen eingestanden habe. Weiter berichtet der Prediger, daß am 1. Mai, als sich Liborius vor Gericht äußerst mutig verteidigte, von Dir, erlauchter Fürst, durch zwei Helfershelfer befohlen worden sei, Wichard ohne rechtskräftigen Spruch zum Tode zu verurteilen. Hingegen

steht wiederum fest, daß Liborius auf dem rechtmäßigen Wege, wie ihn die kaiserlichen Gesetze vorschreiben, gefragt, angehört und, nachdem er alles öffentlich eingestanden, zum Tode verurteilt und hingerichtet worden ist, so daß man ihn rechtmäßig bestatten konnte. Das steht nach dem Zeugnis sehr vieler, die an der Gerichtssitzung teilnahmen, ebenso fest wie das, was wir soeben von der Bekehrung zum katholischen Glauben berichtet haben.

Trotzdem läßt jener Prediger, als Wichard von zwei Jesuiten herausgefordert wurde, ihnen antworten, daß er ihre Glaubensüberzeugung nicht teile und daß ihm seinen eigenen Glauben niemand entreißen würde. Ebenso fügt die Schrift noch hinzu, Liborius habe, als ihm vor dem Tode die Kleider ausgezogen wurden, zu Dir, erlauchter Fürst, erklärt: Verzehre nun, Bischof Theodor, und trinke reichlich mein Blut, nach dem Dich so lange gedürstet hat. Dieser Ausspruch paßt natürlich besser zu einem Lutheraner als der englische Gruß, den die Teilnehmer an der Urteilsvollstreckung als von Liborius ergebungsvoll entboten nachdrücklich bezeugen. Er habe sogar nach der Anrufung der Gottesmutter hinzugefügt: Betet für mich, heilige Engel und all ihr Auserwählten Gottes.

Aber für die lutherischen Prediger ist es eben eine größere Schande, die Heiligen anzurufen als die Obrigkeit zu beschimpfen. Schließlich beklagt der Prediger noch den Toten, daß er seinen letzten Willen nicht habe kundtun können. Und doch können diese Kundgabe so viele ehrenwerte Männer, Ohrenzeugen, versichern, denn sie haben ja die letzten Laute des Sterbenden mitangehört.

Doch für derartige Leute (wie die luth. Prediger) gibt es ja nur e i n e Sorge, nämlich, wie sie die rohe Masse mit allerlei Kunststücken an sich gefesselt halten. Denn: Was die Einsichtigen meinen, das kümmert sie nicht im geringsten. Doch mag es immerhin Leute geben, die sich leicht vorstellen können, daß man in aller Öffentlichkeit seinen Obern beschimpft, während man tatsächlich sowohl vor denen, die das Volk zu belügen wagen, wie vor den Ohren des Volkes selbst den englischen Gruß entbietet. Es scheint diesen Leuten nicht an Künsten zu fehlen, mit denen sie dem unglücklichen Pöbel einreden, daß die Heilige Schrift etwas sage, was dem Hl. Geist niemals in den Sinn gekommen ist. Doch das eine hat Schwartz mit jener Schrift immerhin erreicht (nämlich, dem „unglücklichen Pöbel" ihre Meinung aufzureden).

